

Richtungskämpfe in der grünen Partei: Jetzt melden sich die Linken in der Partei, die Öko-Sozialisten, Thomas Ebermann und Rainer Trampert, zu Wort: »Wir wollen die Notwendigkeit einer grünen Partei gegen dieses System herausarbeiten, einer Partei, die sich nicht in diesen Staat integrieren läßt. Eine solche Kraft könnte auch, wie wir meinen, Reform- und ›Reparaturmaßnahmen‹, die keine Gering-schätzung verdienen, am effektivsten bewirken. Wir wollen nachweisen, daß es ein (vergrößerbares) gesellschaftliches Potential gibt, das den Grünen auch den Bruch mit der Sozialdemokratie erlaubt, wenn in ›Tolerierungsverhandlungen‹ von der SPD nur kosmetische Korrekturen angeboten werden. Wir werden uns bemühen, unsere Brüche und Kontinuität mit (nicht nur unseren) ›alten‹ sozialistischen Auffassungen darzustellen. Es ist eine Unsitte, neue Erkenntnisse nicht mit Kritik an ehemaligen Sichtweisen zu begründen.«

Ebermann, Trampert Die Zukunft der Grünen Konkret Literatur Verlag

**Thomas Ebermann
Rainer Trampert**

Die Zukunft der Grünen

**Ein realistisches Konzept
für eine radikale Partei
Konkret Literatur Verlag**



**Thomas Ebermann
Rainer Trampert
Die Zukunft der Grünen
Ein realistisches Konzept
für eine radikale Partei
Konkret Literatur
Verlag**

0000000000

Inhalt

Vorwort	7
250 Arbeiter erwirtschaften 250 Millionen Profit, 90 Millionen Löhne und 20 Milliarden Schaden	9
Der Mensch und seine Umwelt	34
Die weltweite Zerstörung natürlicher Reichtümer gefährdet die Versorgung der Menschheit	54
Die Ursachen des Welthungers	71
Neue soziale Bewegungen und Arbeiterbewegung	116
Die Zukunft wirft ihre Schatten voraus — Die zweite industrielle Revolution	153
Arbeitsplatzentwicklung und Armut	174
Ökologische Krise und gesellschaftliche Umwälzung Zwölf Thesen	194
Grundlagen des politischen Projekts eines ökologischen Sozialismus	196
Die Zukunft der Grünen	242
Anmerkungen	281

3. Auflage 1985

© 1984 Konkret Literatur Verlag GmbH, Hamburg
Umschlaggestaltung: Stefan Bruch
Satz: Satzherstellung Alois Knab, Freudenberg-Lintach
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt
ISBN 3-922144-40-3

Vorwort

Was halten die Grünen von Bündnissen mit der SPD, von Regierungsbeteiligung? Welche parlamentarische Taktik ist die richtige? Wie setzt man notwendige Reformen am effektivsten durch? Das sind Fragen, die heute innerhalb und außerhalb der grünen Partei im Mittelpunkt der Diskussion stehen. Natürlich sind auch uns diese Fragen wichtig; wir gehen darauf im letzten Kapitel ein. Aber: Wenn mehr oder weniger Radikalität oder Anpassung nicht zur Geschmacksache verkommen soll, muß die Lage, in der sich unsere Gesellschaft und die Welt befindet, geklärt werden. Müssen wir etwas grundsätzlich Neues anstreben oder reichen Korrekturen hier und dort aus?

Wir haben uns entschieden, vier Problembereiche genauer zu untersuchen. Wir wollen nacheinander das Ausmaß der sich anbahnenden ökologischen Katastrophe, die Krise des Weltwirtschaftssystems und seine Auswirkungen auf die Dritte Welt, die Demütigung und Verstümmelung des Menschen in Arbeitsalltag und Freizeit durch die technologische Entwicklung dieses Systems und das Anwachsen von Armut und Elend hierzulande untersuchen. Wir haben in diesen Teilen des Buches die Probleme am Beispiel von betroffenen Menschen geschildert, denn im Mittelpunkt unserer Überlegung muß stehen: Den Menschen soll es gut gehen, eine bessere und radikalere Maxime gibt es nicht. Wer seine »Ideale«, »Prinzipien« oder »die Natur« zur Begründung seines politischen Weges braucht, ist uns suspekt.

Im zweiten größeren Komplex versuchen wir dann eine theoretische Reflexion der zusammengetragenen Fakten. Dieser Abschnitt spiegelt ganz besonders unser Bemühen wider, neu zu definieren, an welchen Momenten unserer früheren marxistischen Sichtweise wir festhalten müssen und wo Neubestimmung nötig ist. Wir hoffen, daß es uns gelungen ist, die theoretischen Fragen in ihrer allgemeinen Bedeutung für die Grünen und ihre heutigen und potentiellen Freunde zu erläutern.

Wir haben unser Ziel nicht erreicht, wenn nicht bereits vor dem letzten Kapitel unseres Buches klargeworden ist: Die notwendigen großen Veränderungen sind selbst mit der geschicktesten parlamentarischen Taktik nicht zu erreichen. Auch nicht mit der von uns vorgeschlagenen Politik der Tolerierungsangebote. Überleben

und — was wichtiger ist — menschenwürdiges, genußvolles Leben in einer intakten Natur werden wir nur erreichen können, wenn noch viel mehr Menschen die Notwendigkeit der Veränderung erkennen und mutig in Angriff nehmen. Darin liegt die Zukunft der Grünen.

Frieder Wolf hat uns bei der Bearbeitung unseres Manuskripts geholfen, unsere Verlegerin hat uns alle Terminüberschreitungen verziehen. Unsere Freundinnen sind uns trotz aller Hektik um »das Buch« nicht weggelaufen. Ihnen allen gilt — tiefer! — Dank.

Rainer Trampert

Thomas Ebermann

250 Arbeiter erwirtschaften 250 Millionen Profit, 90 Millionen Löhne und 20 Milliarden Schaden

Das Glück des alten Chemielehrers

Die Augen des alten Chemielehrers leuchteten, wenn an der Mittelschule die Pause dazu genutzt wurde, für die Chemiestunde Bunsenbrenner und Erlmeierkolben aufzubauen. Die Chemikalien würde er dann später selbst verteilen. Er grinste überlegen und sprach von der Bronzezeit und der Entdeckung neuer Stoffe, nach denen ganze Epochen benannt wurden. Jetzt, das wiederholte er zu Beginn jeder Chemiestunde, sei die Epoche der Chemie oder das Kunststoffzeitalter angebrochen. Er war zufrieden, weil er zu jenen gehören durfte, die unsere Epoche wissenschaftlich im Griff hatten, sie vielleicht ein wenig mitgestalteten. Mehr konnte er nicht von den Stoffen wissen, die er seine Schüler verbrennen und neu zusammenbauen ließ. Kaum ein Produkt in diesem Konjunkturauftrieb Ende der 50er Jahre, das ohne Chemikalien auskam. In Kunststoffen, d. h. im Auto, eigentlich überall in der Wohnung, in den Möbeln, in Plastikemern, Einkaufstüten, Warenverpackungen, in Fernsehgeräten, Transformatoren, Batterien, in Lebensmitteln und in Konservierungsmitteln, in Pflanzenschutz-, Holzschutz- und Insektenvernichtungsmitteln, in Reinigungs- und Desinfektionsmitteln, in Isolierstoffen, in Lösungs- und Bindemitteln für Farben und Lacke und Klebstoffe, in Benzinzusätzen, überall befanden sich bereits Polyäthylene und halogenierte Kohlenwasserstoffe. Nach dem 2. Weltkrieg verdoppelte sich die Chemieproduktion alle sieben Jahre, ihre Produkte verdrängten Holz, Metalle, Stein und viele andere »Rohstoffe«.

Kohlenwasserstoff ist überall vorhanden, in Kohle, Erdöl oder Erdgas. Wenn in einem Kohlenwasserstoffmolekül einige Arme den Wasserstoff freigeben und stattdessen Halogene (Fluor, Chlor, Brom oder Jod) binden, dann entstehen die halogenierten Kohlenwasserstoffe. Am häufigsten wird den freigewordenen Armen das Halogen »Chlor« an die Hand gegeben. So entstehen die speziellen chlorierten Kohlenwasserstoffe.

Chlorierte Kohlenwasserstoffe sind Verbindungen, die in der Natur nicht vorkommen. Sie werden seit etwa 100 Jahren von der

Ökologische Krise und gesellschaftliche Umwälzung Zwölf Thesen

1. Die Menschheit zerstört gegenwärtig ihre natürlichen Lebensgrundlagen.

2. Die Zerstörung hat offensichtlich mit den inneren Gesetzmäßigkeiten des Kapitalismus zu tun (Zwang zu Wachstum, Akkumulation, rücksichtslos aus Gründen von Profit, Konkurrenz). Dieser muß überwunden werden.

3. Der real existierende Sozialismus beweist, daß eine bestimmte Überwindung des Kapitalismus, die Abschaffung des Privateigentums an Produktionsmitteln, keine Lösung der Krise der äußeren Natur erbringt.

4. Die notwendige Rettung menschlicher Lebensbedingungen in der äußeren Natur erfordert einschneidende Veränderungen in der Produktion und damit in den Konsumgewohnheiten der Mehrheit der Menschen in den industriellen Metropolen.

5. Die Emanzipation der Völker der Dritten Welt — deren spezifische Form von ihnen selbst gewählt werden muß, ihre gesicherte Versorgung mit Nahrung, Kleidung, Wohnung sowie menschenwürdiges Leben — trifft ebenfalls nicht nur das internationale Kapital, sondern erfordert in den Industriemetropolen (jedenfalls aktuell) ein anderes Konsumtionsmodell.

6. Die Umweltzerstörung und die Lage der Dritten Welt fordern von jeder zukünftigen Gesellschaft Momente des bewußten Verzichts und Abschied von lieb gewordenen Gewohnheiten, um andernorts menschenwürdiges Leben zu ermöglichen, um aufgehäuften Schaden (Mülldeponien) abzutragen und um Unwägbarkeiten/Zerstörungen, die im Produktionsprozeß anfallen, zu verhindern.

7. Dieser Verzicht ist kein allgemeiner. Eine egalitäre Gesellschaft, die den Reichtum der wenigen abschafft und gerecht verteilt, die die Produktion sinnloser Güter (Kriegsmaschinerie) ebenso abschafft/reduziert wie die zu diesem System gehörenden »Dienstleistungen« (Versicherungswesen) und repressiven Funktionen (Staatsapparat) und die nicht auf die Herstellung von Gebrauchswerten verzichtet, weil die Profitrate nicht stimmt, die nicht Gebrauchswerte vernichtet, weil sie nicht profitabel am

Markt untergebracht werden können, wird vieles auch materiell mehr als ausgleichen/beseitigen können, was dieses kapitalistische System an Armut, sozialer Unsicherheit und Überbeanspruchung der Arbeitskraft hervorbringt.

8. Rücksichtsvoller, die Zukunft antizipierender Umgang mit der Natur und dem eigenen Körper/Psyche kann nur erfolgen, wenn die drohende nackte materielle Not nicht alles andere erschlägt. Das setzt industrielle Produktion und Eingriffe in die Natur voraus.

9. Wichtig ist jedoch: Die heutigen Bedürfnisse gehören zum heutigen Gesellschaftssystem (und seines Vorläufers). Sie sind kritisierbar und veränderbar. Radikale Bedürfnisse, die etwas anderes sind als eine Kopie der Lebens- und Konsumbedingungen der herrschenden Klasse, die u. a. auf menschliche Kreativität, Gesellschaftlichkeit, Naturgenuß etc. zielen, bilden heute schon wichtige Motive der Rebellion gegen dieses System.

10. Das Bedürfnissystem wird stark (nicht ausschließlich) geprägt von der Stellung des Menschen im Produktionsprozeß. Nur wenn hier der Zerstörung der menschlichen Gesundheit und seiner Kreativität Einhalt geboten werden kann, wenn hier so weit wie möglich schöpferisches kreatives Arbeiten zurückerobert wird, ist eine schrittweise Wiederaneignung wahrhaft menschlicher Bedürfnisse möglich. Nur dieser Weg ermöglicht einer Gesellschaft »ökologische Vernunft«, ohne despotisch-diktatorische Maßnahmen des Staates gegen die Menschen.

11. Aus dieser Sicht ergibt sich die Ablehnung der »Produktivität« als letzter Instanz der Bestimmung gesellschaftlicher Produktion. Die Stellung des Menschen im Produktionsprozeß (und die Auswirkungen auf die äußere Natur des Menschen) werden zentral. Dies ist heute um so mehr möglich, als die Fähigkeit der Menschheit, in produktiver Auseinandersetzung mit der Natur ihre Lebensbasis zu reproduzieren, enorm gewachsen ist. Damit ist auch die objektive Freiheit gewachsen, den Zusammenhang von Arbeit und Leben neu zu bestimmen, ohne nur Mangel verteilen zu müssen.

12. Ebenso wenig wie die Produktivität ist die »freie Zeit« — also die Verkürzung des Arbeitstages — das alleinige oder bestimmende Maß des gesellschaftlichen Reichtums.

Grundlagen des politischen Projektes eines ökologischen Sozialismus

Unsere erste These klingt sicher banal. Aus unseren Erläuterungen soll ihre, auf den ersten Blick vielleicht verhüllte Bedeutung erkennbar werden.

— Es ist eine These, die die Erkenntnis einer *dramatischen* Situation ausdrücken soll.

— Es ist eine These, die mit einem Gattungsbegriff arbeitet (Menschheit), also zunächst nicht das Gegensatzpaar Kapitalismus/Sozialismus oder Arbeiterklasse/Kapital verwendet.

Tatsächlich finden wir bei marxistischen Theoretikern immer wieder einen ungerechtfertigten Optimismus, was die heutigen Erkenntnismöglichkeiten und technologischen Möglichkeiten betrifft, die die Menschheit zur Verfügung hat, zerstörerische Auswirkungen ihrer Produktionsweise zu vermeiden.

Die im folgenden geübte Kritik ist auch eine Kritik an Positionen, die wir früher vertreten haben.

Beginnen wir mit einem Zitat von Friedrich Engels, das einerseits so weitsichtig ist, daß es jeder Sozialist bei den Grünen schon seit Jahren gerne verwendet hat, um damit die Qualität »seiner« Klassiker zu belegen, das andererseits aber *auch* einen Optimismus in sich birgt, der heute nicht mehr aufrechtzuerhalten ist:

»Das Tier *benutzt* die äußere Natur bloß und bringt Änderungen in ihr einfach durch seine Anwesenheit zustande; der Mensch macht sie durch seine Änderungen seinen Zwecken dienstbar, *beherrscht* sie. Und das ist der letzte, wesentliche Unterschied des Menschen von den übrigen Tieren, und es ist wieder die Arbeit, die diesen Unterschied bewirkt. Schmeicheln wir uns indes nicht zu sehr mit unsern menschlichen Siegen über die Natur. Für jeden solchen Sieg rächt sie sich an uns. Jeder hat in erster Linie zwar die Folgen, auf die wir gerechnet, aber in zweiter und dritter Linie hat er ganz andere unvorhergesehene Wirkungen, die nur zu oft jene ersten Folgen wieder aufheben. Die Leute, die in Mesopotamien, Griechenland, Kleinasien und anderswo die Wälder ausrotteten, um urbares Land zu gewinnen, träumten nicht, daß sie damit den Grund zur jetzigen Verödung jener Länder legten, indem sie ihnen mit den Wäldern die Ansammlungszentren und Behälter der Feuch-

tigkeit entzogen. Die Italiener der Alpen, als sie die am Nordabhang des Gebirges so sorgsam gehegten Tannenwälder am Südabhang vernutzten, ahnten nicht, daß sie damit der Sennwirtschaft auf ihrem Gebiet die Wurzel abgruben; sie ahnten noch weniger, daß sie dadurch ihren Bergquellen für den größten Teil des Jahres das Wasser entzogen, damit diese zur Regenzeit um so wütendere Flutströme über die Ebene ergießen könnten. Die Verbreiter der Kartoffel in Europa wußten nicht, daß sie mit den mehligten Knollen zugleich die Skrofelkrankheit verbreiteten. Und so werden wir bei jedem Schritt daran erinnert, daß wir keineswegs die Natur beherrschen, wie ein Eroberer ein fremdes Volk beherrscht, wie jemand, der außer der Natur steht — sondern, daß wir mit Fleisch und Blut und Hirn ihr angehören und mitten in ihr stehn, und daß unsere ganze Herrschaft über sie darin besteht, im Vorzug vor allen anderen Geschöpfen ihre Gesetze erkennen und richtig anwenden zu können.

Und in der Tat lernen wir mit jedem Tag ihre Gesetze richtiger verstehen und die näheren und entfernteren Nachwirkungen unserer Eingriffe in den herkömmlichen Gang der Natur erkennen. Namentlich seit den gewaltigen Fortschritten der Naturwissenschaft in diesem Jahrhundert werden wir mehr und mehr in den Stand gesetzt, auch die entfernteren natürlichen Nachwirkungen wenigstens unserer gewöhnlichsten Produktionshandlungen kennen und damit beherrschen zu lernen. Je mehr dies aber geschieht, desto mehr werden sich die Menschen wieder als Eins mit der Natur nicht nur fühlen, sondern auch wissen, und je unmöglicher wird jene widersinnige und widernatürliche Vorstellung von einem Gegensatz zwischen Geist und Materie, Mensch und Natur, Seele und Leib, wie sie seit dem Verfall des klassischen Altertums in Europa aufgekommen und im Christentum ihre höchste Ausbildung erhalten hat.«⁽¹⁾

Konzentrieren wir uns auf den unhaltbar gewordenen Optimismus: Die Auffassung Engels', daß wir uns in einem Prozeß der besseren Erkenntnis der Nachwirkungen unserer Produktion befinden, ist falsch. Die gewaltige Palette z. B. neuer chemischer Produkte und ihrer unübersehbar vielfachen Wirkungszusammenhänge hat einen eskalierenden Vorsprung von angewendeten *Möglichkeiten* menschlicher Produktion gegenüber den Erkenntnissen ihrer Folgewirkungen gebracht.

So gesehen erweist sich auch eine Kommentierung dieses Engels-Zitats als nicht kritisch genug gegenüber diesem Optimismus, demgemäß »die Menschheit sich keine Aufgaben stellt, die sie nicht

auch lösen kann« (Marx), wie sie z. B. Wilfried Maier (durchaus in Übereinstimmung mit unserer eigenen damaligen Sichtweise) vornahm:

»Anders als in den von Engels angeführten Fällen ist für die heute angerichteten Verwüstungen freilich nicht mehr die schlichte Unkenntnis über die Folgen eines bestimmten Eingriffs charakteristisch . . . dann müssen offenbar andere Ursachen wirksam sein als Unkenntnis über Gesetzmäßigkeiten der Natur, gesellschaftliche Ursachen. Ursachen, die nicht einfach mit menschlicher Produktion, auch nicht mit industrieller Produktion zu tun haben, sondern die dafür verantwortlich sind, daß sich bei dieser Produktion über diese bekannten Zusammenhänge hinweggesetzt wird.«⁽²⁾

So wichtig es ist, auf die erkannten und trotzdem in Kauf genommenen zerstörerischen Folgen bestimmter Produktionen hinzuweisen, also die gesellschaftlichen Ursachen ökologischer Zerstörungen zu benennen, so falsch ist eine hierauf reduzierte Sichtweise. Es gibt — bei allen Fortschritten der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse — keinen Grund zur optimistischen Annahme, im Gegensatz zur Zeit Engels sei heute die Menschheit imstande, die Auswirkungen ihrer eigenen Produktion zu überblicken.

Politisch illusionär wird der in dem Zitat von W. Maier enthaltene Gedankengang, wenn er die Existenz einfacher »technischer« Lösungsmöglichkeiten der ökologischen Krise suggeriert, die nach einer Überwindung kapitalistischer Produktionsverhältnisse zuverlässig ins Werk zu setzen wären. Dies ist z. B. der Fall, wenn, wie es oft geschieht, ökologische Zerstörungen auf die kapitalistische Unfähigkeit, »Abfall« zu vermeiden, reduziert wird. »Verschmutzung ist offenbar eine Frage des Abfalls« bei industrieller Produktion. Vom Standpunkt des menschlichen Stoffwechsels mit der Natur gibt es solchen Abfall nicht. Er tritt auf, wenn der Kreislauf der menschlichen Aneignung der Materie unvollständig ist. Das ist aber bei kapitalistischer Produktionsweise notorisch der Fall. Das jeweilige Kapital interessiert sich für den Produktionsvorgang gerade so weit, bis das fertige Produkt auf den Markt geworfen werden kann. Nebenprodukte, die in der Produktion anfallen und nicht günstig verkäuflich sind, sind Abfall. Bekannt ist die Tatsache, daß industrielle Prozeßwärme heute die Atmosphäre aufheizt. Und Abfall muß man so billig wie möglich irgendwie wegschaffen, ins Wasser, in die Luft, in die Erde.«⁽³⁾

Setzt man diese richtige Kritik am Kapitalismus absolut — führt man also seine historisch erwiesene Unfähigkeit, geschlossene

Kreisläufe der menschlichen Aneignung der Materie zu installieren, ins Feld, um *damit* die Umweltzerstörung zu begründen —, dann erhebt man einen unbestreitbaren Teilaspekt (Recycling) zur fertigen Problemlösung. Heute müssen wir jedoch erkennen, daß ein Großteil der Mensch und Umwelt zerstörenden Substanzen in (heute) unbeherrschbaren Produktionsvorgängen auftaucht und/oder im Produkt selbst in einer Weise weiterexistiert, die ein Recycling zur Illusion macht (z. B. bei radioaktiven Stoffen). Dadurch werden Aspekte ökologischer Problematik aber auch erst als objektiv existierend, d. h. als jenseits der Produktionsverhältnisse, des gegebenen Gesellschaftssystems liegend, erkennbar.

Ähnliche Einschränkungen müssen wir gegenüber Thesen formulieren, die eine *Lösung* der Umweltkatastrophen von der Überwindung der Trennung von Stadt und Land erhoffen. Die quantitative Ausdehnung zerstörerischer Produktion läßt die Aussage nicht mehr zu, die Stadt/Land-Trennung mache »den eigentlichen Kern bei der Ruinierung der Erde«⁽⁴⁾ aus. Obwohl für Sozialisten, die sich der Problematik der ökologischen Krise bewußt und offen stellen, eine neue Raumordnung ein dringendes Erfordernis bleibt, wissen wir doch, daß Friedrich Engels — gemessen an der heutigen Problemstellung — zu kurz greift, wenn er formuliert: »Nur durch Verschmelzung von Stadt und Land kann die heutige Luft-, Wasser- und Bodenvergiftung beseitigt, nur durch sie die jetzt in den Städten hinsiechenden Massen dahin gebracht werden, daß ihr Dünger zur Erzeugung von Pflanzen verwandt wird, statt zur Erzeugung von Krankheiten.«⁽⁵⁾

Tatsächlich halten wir es für töricht, den Klassikern des wissenschaftlichen Sozialismus gerade bezüglich der ökologischen Krise bescheinigen zu wollen, schon »alles gewußt« zu haben. Wie sollten sie denn?

Wolfgang Mehte, der mit seinem umfangreichen Buch »Ökologie und Marxismus« vor allem bemüht ist, den bleibenden Wert der Erkenntnisse von Marx und Engels für die ökologische Bewegung darzustellen, steht sich in diesem Sinne selbst im Wege, wenn er dabei das ebenso unruhliche wie unmarxistische Bemühen fortsetzt, die Wirklichkeit auf Marx-Zitate hinzubiegen. Ein Beispiel: Marx ging aus von einer Tendenz des Kapitalismus, immer mehr zu recyceln, immer weniger »Abfälle« entstehen zu lassen: »Wir meinen die Rückverwandlung der Exkremente der Produktion, ihre sog. Abfälle, in neue Produktionselemente sei es derselben, sei es eines anderen Industriezweiges; die Prozesse, wodurch die sogee-

nannten Exkrementen in den Kreislauf der Produktion und daher der Konsumtion — produktiver oder industrieller — zurückgeschleudert werden. Auch dieser Zweig der Ersparung, (. . .) ist das Resultat der gesellschaftlichen Arbeit auf großer Stufenleiter. Es ist die ihr entsprechende Massenhaftigkeit dieser Abfälle, die sie selbst wieder zu Handelsgegenständen und damit zu neuen Elementen der Produktion macht.«⁽⁶⁾

Mehte schlußfolgert daraus, daß die Forderung nach umfassendem Recycling keine alternative Logik gegen die des heutigen Wirtschaftens setzt, denn »die kapitalistische Produktionsweise funktioniert ihrer ökonomischen Wertgesetzmäßigkeit entsprechend.«⁽⁷⁾ Das heißt, die Wirklichkeit wird auf das Bild, das theoretisch von ihr entworfen wird, zurechtgebogen, was auf die konkrete Frage des Recycling bezogen, wiederum ein Marx-Zitat »beweisen« soll: »Mit der kapitalistischen Produktionsweise erweitert sich die Benutzung von Exkrementen der Produktion und Konsumtion. (. . .) Die Verteuerung der Rohstoffe bildet natürlich den Antrieb zur Vernutzung der Abfälle.

Im ganzen sind die Bedingungen dieser Wiederbenutzung: Massenhaftigkeit solcher Exkrementen, die sich nur ergibt bei Arbeit auf großer Stufenleiter; Verbesserung der Maschinerie (. . .); Fortschritt der Wissenschaft, speziell der Chemie, welche die nutzbaren Eigenschaften solcher Abfälle entdeckt.«⁽⁸⁾

Tatsächlich traut sich Mehte dann auf das Feld der heutigen Wirklichkeit und muß dann notwendigerweise geradezu grotesk werden: »Als empirischer Beleg kann beispielsweise die heutige Abfallsituation in der BRD herangezogen werden, die dazu angetan ist, die früh von Marx analysierte ökologische Rationalität innerhalb der ökonomischen (. . .) faktisch zu belegen.«⁽⁹⁾

Die gegenwärtige Müllsituation ist nun das gerade Gegenteil eines empirischen Belegs für die Gültigkeit der zitierten Marx-Auffassung. Gerade von den Müll-Deponien und von der Müll-Verbrennung geht — neben der Vergeudung ungeheurer Werte — heute ein erst schrittweise entdecktes Potential der Vergiftung und Zerstörung der Umwelt aus. Die Ausmaße dieses Potentials sind erschreckend, wenn man etwa nur die langsamen Wirkungen des Einsickerns ins Grundwasser und der Akkumulation toxischer Stoffe im menschlichen Körper in Rechnung stellt.

Den empirischen Sachverhalt immerhin vor Augen, flüchtet sich Mehte dann auch in ein neues Argument: »Doch, wie bereits von Marx angemerkt, verbessert sich diese Situation trotz und mit Zu-

nahme der Abfallmenge bei gleichzeitig fortschreitender wissenschaftlicher Erkenntnis.«⁽¹⁰⁾

Obwohl nunmehr geradezu nichts bewiesen ist, sondern jeder Beweis durch eine optimistische *Vermutung* auf zukünftige Entwicklungen ersetzt wurde, behauptet Mehte, daß »nun nachgewiesenermaßen selbst die kapitalistische Ökonomie schon diese noch stets verlangte (. . .) »ökologische Rationalität« selbst praktiziert.«⁽¹¹⁾

Diese Feststellung ist allerdings heute falsch. Vielmehr findet gegenwärtig ein Kampf statt, in dem ökologische Kräfte bemüht sind, Momente der Wiederverwendung und Kompostierung der »wertvollen« Bestandteile des Abfalls durchzusetzen. Offensichtlich muß gekämpft werden, weil hier gegenwärtig *kein* ausreichend profitables Geschäft anfällt.

Aber unterstellen wir ruhig einmal, eine *bessere* Sortierung und Wiederverwendung von Abfall findet zukünftig statt — das ist zweifellos im Kapitalismus möglich, und eine solche Tendenz ist ja gegenwärtig auch zu beobachten — dann wird der »optimistische« Hauptfehler Mehtes erst voll sichtbar. Marx zitierend fährt er nämlich fort: »Das schlagendste Beispiel von Verwendung von Abfällen liefert die chemische Industrie. Sie verbraucht nicht nur ihre eigenen Abfälle, indem sie neue Verwendung dafür findet, sondern auch diejenigen der verschiedenartigsten anderen Industrien . . .«⁽¹²⁾

Natürlich bewerkstelligt die chemische Industrie *auch* so etwas. Unter ökologischem Gesichtspunkt steht sie aber hauptsächlich für Gift in ihren Produkten und für giftige Abfälle, deren Beseitigung oder Wiederverwendung aus Gründen nicht existierender Profitabilität oder wegen heutiger technischer Unmöglichkeit nicht stattfindet, so daß sie Mensch und Umwelt belasten.

Das weiß auch Mehte, wenn er die empirisch feststellbaren Giftskandale schildert, um aber wiederum optimistisch kommentierend abzuschließen: »Jedoch derartig spektakuläre Fälle werden zukünftig seltener werden.«⁽¹³⁾

Zu einer so törichtten Hoffnung kann man nur gelangen, wenn man (gemeinsam mit der »Zeit«) an Fähigkeiten und Machbarkeiten der chemischen Industrie glaubt: »Selbst in Kreisen der chemischen Industrie (gilt es) als schlechter Stil, Produktionsabfälle, zumal, wenn sie in großen Mengen anfallen, einfach liegenzulassen, zu vergraben, in den nächsten Bach zu leiten oder sie einem Müllbeseitigungsunternehmer anzuvertrauen, der das Gift möglicherweise hinter den nächsten Bach kippt. Denn nicht nur, weil damit

die Umwelt geschädigt wird, sollte so etwas vermieden werden, sondern auch, weil dies eine Verschwendung von wichtigen Rohstoffen ist. Es ist eine gute Tradition in der chemischen Industrie, daß sie »aus Müll Gold machen« kann. Unzählige Male wurden Produktionsverfahren durch bessere, sparsamere abgelöst, die mit Rohstoffen und Energie sorgsamer haushielten. Ließen sich Abfälle gar nicht vermeiden, so suchten Chemiker nach einer anderen Verwendung dafür — und häufig wurde der vorherige Abfall dann begehrte Produktionsgrundlage. Es scheint, als müßten sich manche Firmen der Branche auf diese chemische Tradition erst wieder besinnen, zu ihrem eigenen Nutzen und zum Schutze aller Menschen und Tiere.«⁽¹⁴⁾

Mehte merkt zwar nörgelnd an, daß die chemische Industrie den von der »Zeit« beschworenen Weg nicht aufgrund moralischer Appelle, sondern aus Gründen ökonomischer Rationalität beschreiten werde, aber das ist untergeordnet unter den gemeinsamen Glauben an eine heutige technische Machbarkeit. Aber wie soll nach heutigen Erkenntnissen Dioxin bei bestimmten Produkten nicht anfallen und wie soll der heutige lästige »Abfall« Dioxin denn zu einer »begehrten Produktionsgrundlage« werden?

Tatsächlich kommt man notwendigerweise gleichzeitig zu einer Verharmlosung der heutigen ökologischen Krise und zu einem banal-harmonischen Entwurf einer konkreten Utopie, wenn man der Menschheit ein ungerechtfertigt großes Maß an Naturerkenntnis und damit an technischen Lösungsmitteln andichtet. Dieses Moment der Verharmlosung finden wir in zugespitzter Form z. B. bei Edgar Gärtner: »Dabei springt ins Auge, daß die Umweltschäden in den entwickelten kapitalistischen Ländern, abgesehen von lokalen Ausnahmen, heute noch nicht das Stadium der ökologischen Krise erreicht haben. Vielmehr handelt es sich um ökologische Probleme, die — auch wenn sie bitterernst genommen werden müssen — durch mehr oder weniger kostspielige Gegenmaßnahmen in relativ kurzer Zeit gelöst werden könnten.«⁽¹⁵⁾ Das formuliert Gärtner, obwohl in seinem kategorialen System »ökologische Krise« nur für Schäden steht, bei denen die Existenz von Ökosystemen sichtbar bedroht ist, was heute nicht der Fall sein soll. Das ist — leider — z. B. für einen großen Teil unserer Wälder ein bereits negativ überwindener Zustand!

So kann es auch nicht verwundern, daß Gärtner eine allgemeine Ausweitung der Produktionstätigkeit unbedenklich erscheint (neue Eigentumsformen vorausgesetzt), weil — mal wieder — gerade

jetzt der »erreichte Entwicklungsstand der gesellschaftlichen Produktivkräfte ermöglicht, die notwendige neue Einheit zwischen Mensch und Natur . . . in Form einer Art Symbiose zwischen Technosphäre und Biosphäre anzustreben.«⁽¹⁶⁾

Dabei hat Gärtner in seinem Buch selbst Faktoren benannt, die neben empirischen Erkenntnissen gegen seine eigene — ausschließlich ideologisch determinierte — Schlußfolgerung stehen.

Die im 19. Jahrhundert aufblühenden experimentellen Naturwissenschaften interessierten sich nicht für den Gesamtzusammenhang des Naturhaushaltes. »Sie isolierten im Experiment einzelne Naturzusammenhänge . . ., d. h. sie betrachteten statt der vielschichtigen Verwobenheit, der hierarchischen Strukturierung und gegenseitigen Wechselwirkung der Naturprozesse nur einzelne Ursache-Wirkungs-Beziehungen, die sich nur herstellen lassen, wenn die Bedingungen eines Naturprozesses künstlich konstant gehalten werden . . . Bekanntestes Beispiel dafür ist die synthetische Chemie, deren Entwicklung praktisch mit der Entwicklung des sie anwendenden Industriezweiges zusammenfällt.

Eine der wichtigsten Problemstellungen in den Anfängen der synthetischen Chemie war der Ersatz bestimmter teurer Naturprodukte (z. B. natürlicher Farbstoffe) durch schneller und billiger herzustellende synthetische Substanzen. Fortan genügte es der synthetischen Chemie, neue oder bereits als Naturstoffe bekannte Substanzen zu synthetisieren und einem Teil von ihnen einen Markt zu erschließen. Das gestellte Problem galt damit in seiner wissenschaftlichen und ökonomischen Dimension als gelöst. Eventuelle, für die menschliche Gesundheit und den Naturhaushalt schädliche Nebenwirkungen der synthetischen Substanzen standen schon bei der Problemformulierung nicht oder nur in sehr eingeschränktem Maße zur Debatte. Das ging so weit, daß die Methodik der analytischen Chemie, die in der Lage sein mußte, kleinste Mengen verdächtigter Substanzen im menschlichen Organismus oder in der Umwelt nachzuweisen, bis zum heutigen Tage sträflich vernachlässigt wurde.«⁽¹⁷⁾

Wenn diese Beschreibung richtig ist — sie ist es — und wenn bis heute kaum ein Bereich der Naturwissenschaft außerhalb von militärischen und unmittelbar der kapitalistischen Ausbeutung dienenden Zwecksetzungen angesiedelt ist, wenn weiterhin die Zergliederung der gesellschaftlichen Erfahrungen in partikulares und unter derartigen Zwecksetzungen gewonnenes Wissen enorm fortgeschritten ist — dann ist die von Gärtner behauptete Harmonie zwi-

schen Mensch und Natur auf der Basis der historisch gewordenen materiellen Produktivkräfte unmöglich.

Und eben das gilt — weil die technologische Entwicklung des »real existierenden Sozialismus« das westliche Modell zum Vorbild hat — trotz aller Unterschiedlichkeit für beide Typen von gesellschaftlichen Systemen.

Das ganze Ausmaß der menschheitsgeschichtlichen Problemstellung vor der wir heute stehen, wird deutlich, wenn wir uns zusätzlich vor Augen halten, daß der Erkenntnisstand der »kybernetischen Ökologie«, der »analytischen Ökosystemforschung« weitaus geringer ist, als es manche Angeberei aus dieser Schule zuzugeben bereit ist. »Um diese Welt zu retten, brauche man nur die Computer mit den ökologischen Daten zu füttern«⁽¹⁸⁾, so lautet die zugespitzte Sichtweise dieser Strömung.

Selbst Edgar Gärtner — im übrigen durchaus von ähnlichen Träumen beseelt — muß jedoch konstatieren: »Die Hoffnungen, die von der analytischen Ökosystemforschung erschlossenen Detailkenntnisse zur Synthese mathematischer Modelle verwenden zu können, mit denen sich Struktur und Funktion komplexer Ökosysteme über Computersimulationen befriedigend reproduzieren lassen, was über Simulationsexperimente auch Voraussagen über das Verhalten der Ökosysteme bei Belastungen erlauben würde, sind in den letzten Jahren einer weitgehenden Ernüchterung gewichen. Erstens gibt es noch keine mathematischen Methoden, die alle oben angedeuteten Beziehungen in Ökosystemen auf einmal berücksichtigen können. Zweitens reicht die augenblickliche Speicherkapazität selbst der größten Computer gerade aus, um das Verhalten eines Ökosystems mit Populationen nur einer winzigen Organismenart zufriedenstellend zu reproduzieren.«⁽¹⁹⁾

Wenn aber die mit Computerhilfe errechenbaren Modelle um vielfache Größenordnungen hinter der komplizierten Wirklichkeit zurückbleiben, wenn die Quintessenz aller Ökologie die Einsicht ist, »daß die Netze viel zu fein gewebt sind, als daß man hoffen könnte, jemals mehr als einen Abglanz des Lebens statistisch in den Griff zu bekommen«⁽²⁰⁾, dann muß tatsächlich eine grundsätzliche neue zusätzliche Dimension in die Fragestellung eingehen, was und in welchem Umfang eine rational planende Gesellschaft produzieren sollte.

»Weit wichtiger als alles, was die Ökologie uns über die rechnerischen Zusammenhänge des Lebens mitzuteilen vermag, ist die Fülle dessen, was sie uns nicht mitteilen kann, weil sie es gar nicht weiß.

Und wenn die Ökologie überhaupt zu unserem Überleben beitragen kann, dann dadurch, daß sie uns Tag für Tag ihre Ohnmacht und Unwissenheit einbekennt, die Lückenhaftigkeit ihrer Daten, ihre Unzuständigkeit für alles, was über den platten — notfalls beliebig definierbaren — Nutzen oder über den bezifferbaren Schaden hinausgeht. Nicht an unseren fadenscheinigen Detailkenntnissen hätte sich unser Handeln in der Natur zu orientieren, sondern an unseren Unkenntnissen; da ließe sich der größte Unfug, zu dem die Kenntnisse mißbraucht werden, vielleicht vermeiden.«⁽²¹⁾

Kenntnis und Wissen um Unkenntnisse zur Handlungsgrundlage machen — das ist eine Formulierung, die uns (bei all ihrer Abstraktheit) zugleich elementar wichtig und schrecklich falsch interpretierbar erscheint.

Sie kann dann schrecklich falsch werden, wenn sie als Absage interpretiert wird, überhaupt noch die Verknüpfungen des Lebens rational aufzuhellen und wissenschaftlich nachzuzeichnen, wenn sie also gegen wissenschaftliche Erkenntnis und besseres Verstehen der Naturzusammenhänge und der Wirkungen menschlichen Natureingriffs als solche gerichtet erscheint. Ebenso falsch wäre es, das Wissen um Unkenntnisse, also um die »Endlichkeit« menschlichen Wissens zu verlängern in ideologisch-religiöse Bekenntnisse, wie das von der »demütigen Einordnung des Menschen in die natürlichen Kreisläufe«, oder gar auf die reaktionäre Formel, wonach »die beste ökologische Produktionsform wäre — keine Produktion.«⁽²²⁾

Wertvoll hingegen kann diese Formulierung für die Entwicklung konkreter Politik und Utopie werden, wenn sie uns abhält vom reduzierten Wettstreit mit den etablierten Kräften, wer denn die besseren technologischen Möglichkeiten zur Minimierung von Umweltbelastungen kennt — und sie auch trotz Profitminimierung installiert wissen will, ohne die stoffliche Struktur der gesellschaftlichen Produktion fundamental anzugreifen.*

Und diese Formulierung kann schließlich nur dann fruchtbar sein, wenn wir, ihre Tendenz in politischen Forderungen konkretisierend, sie nicht zum widerspruchsfrei praktizierbaren Dogma hochstilisieren, sondern wissen, daß der lebensnotwendige Umbau der stofflichen Reichtumsproduktion der Menschen tausendfachen Konflikt erzeugen muß, auf welche konsumtiven Gewohnheiten

* (Für Grüne Insider: Dies ist *auch* als selbstkritische Reflexion einiger Passagen des Sindelfinger Wirtschafts-Programms der Grünen gemeint, an dem unsere Strömung maßgeblich mitgemischt hat.)

ten denn die Gesellschaft verzichten will, um ihre natürliche Umwelt zu retten.

Oder auch: Wieviel gesellschaftlich notwendige Arbeit denn verausgabt werden soll, um »Altlasten« zu sanieren. Und nicht zuletzt: Auf welche Momente von »Produktivität« denn verzichtet werden soll, d. h. auch, wo denn mehr Arbeitszeit auf ein bestimmtes Produkt verwendet werden soll, um dem Menschen eine gesunde und kreative Existenz zu ermöglichen.

Also: Wir versuchen, eine Tendenz zu formulieren. Der bloße Ruf nach der Notbremse im Namen von »Ökologie« und/oder unberührter Natur — bedeutet nichts anderes als die Katastrophe für die Menschen.

Wenn wir also eine Theorie formulieren, eine notwendigerweise radikale Theorie, so gehen wir dabei aus von den beiden berühmten Sätzen Marx': »Radikal sein ist die Sache an der Wurzel fassen. Die Wurzel für den Menschen ist aber der Mensch selbst.« Für Marx ist also — und das ist richtig — nur die Theorie radikal, für die der Mensch, die menschliche Praxis, den letzten Prüfstein bildet.

Die ökologische Wissenschaft kann uns äußerst wertvolle Erkenntnisse an die Hand geben, aber sie ist keineswegs eine Überwissenschaft. »Einer biologischen Wissenschaft — und die Ökologie ist ihrer Geschichte, ihrem Theorien-Methodengebäude, kurz ihrem ganzen Wesen nach eine solche — zuzugestehen, in sozialen Dingen nicht nur mitzureden, biologische Aspekte zu erhellen, sondern zu *führen*, liefe unweigerlich auf Biologismus hinaus.« . . . »Der Biologismus mag aktuell diese oder jene Funktion haben, grundsätzlich behauptet er aber eines: das Ziel politischen Handelns ist ein von außen fest vorgegebenes, es ist in Naturgegebenheiten, in Naturgesetzen fixiert, die nur erkannt werden müssen und nach denen man sich zu richten hat. Biologismus ist unbeschadet möglicher aktuell-politisch befreiender Wirkung, wesentlich anti-emanzipatorisch, er nimmt den Menschen die Freiheit, macht sie die zu Dienern vorgegebener Prinzipien, zu Ausführenden vorgegebener Gesetze.«⁽²³⁾

In der Ablehnung des Biologismus liegt nun noch keine Bestimmung, wofür die Ökologie »zuständig« sein sollte, welchen Zielen sie sich u. E. zu verpflichten hat.

So sehr uns auch die Einschätzung Jürgen Dahls richtig erscheint, angesichts der beschleunigten Eskalation der ökologischen Krise auf solchen dramatischen Formulierungen zu beharren — eben weil

sie angemessen sind — so entschieden verwerfen wir andererseits die Reduzierung des »Gebrauchswertes« der politischen Ökologie auf die Zwecksetzung des Überlebens. Konkrete Utopie ist schließlich *auch* immer das argumentative Werben für ein reicheres, erfüllteres menschliches Leben. Hierzu kann die nur beschreibende Ökologie sicherlich nichts beitragen. Trotzdem: Vergnügen wir uns einen Moment an den drastischen Bildern Jürgen Dahls: »Wer im Winter ein Paket Tausalz aufs Trottoir streut, tötet zwar die Straßenbäume, handelt aber gleichwohl »ökologisch«, denn es ist ein ökologischer Vorgang, wenn ein Biotop durch irgendwelche und irgendwessen Einflüsse für die dort heimischen Lebewesen unbewohnbar wird, so daß sie absterben oder auswandern und das Terrain jenen überlassen, die auch unter den neuen Bedingungen zu-recht-kommen.«

»Würde sich die Welt über Nacht zur Gänze in heiße Schwefelsäure verwandeln, so würde Ökologie am nächsten Morgen auch diese Schwefelsäurewelt ganz ungerührt beschreiben, denn es gibt eine einzellige Alge namens *Cyanidium caldarium*, die gerade eine solche Art von Umwelt schätzt, und die könnte sich darin nach allen Regeln der Ökologie um so wohler fühlen, als sie wahrscheinlich als einzige Art die große Verwandlung überstünde.«⁽²⁴⁾ »Was ökologisch falsch und was richtig ist — die Auskunft darüber ist gar nicht aus der Ökologie zu erlangen, vielmehr ist jedes Urteil darüber von den Wünschen und Wertsetzungen dessen abhängig, der das Urteil abgibt.«⁽²⁵⁾

So richtig diese Feststellung bezogen auf die beschreibende Ökologie auch ist, und so wertvoll es auch ist, Ökologie nicht als Grundwert dekretierend zu überhöhen, so wichtig ist es zugleich, Ansprüche an eine Ökologie als praktische Wissenschaft, also an eine, die sich in die Auseinandersetzung darüber einmischt, »was sein soll«, zu formulieren. Politische Ökologie müßte sich erstens einmischen in die Frage, welche Formen und Methoden menschlicher Naturumwandlung, menschlichen Produzierens, auf lange Sicht gesicherte Reproduktion ermöglicht. Welche kontraproduktiven Wirkungen, die *auch* in ökonomischen Kategorien ausdrückbar sind, bestimmte stoffliche Produktion nach sich zieht. Welche Auswirkungen auf menschliche Gesundheit bestimmte gefährliche Produktionstechniken haben. Bei letzterem scheuen wir den Hinweis auf die *auch* mögliche Ausdrückbarkeit in ökonomischen Kategorien, obwohl das streng genommen recht gut möglich ist und auch das eigenständige rationale Motiv des kapitalistischen Staates

im letzten Jahrhundert war, die unendlich langen Arbeitstage gesetzlich zu verkürzen, wenn auch dazu gezwungen durch die kämpfenden Arbeiter.

Das ist ein erster Hinweis auf eine Problemstellung, die in den angesprochenen Aufsätzen die Autoren Trepl und Dahl zur tendenziellen Ablehnung der hier formulierten Ansprüche an eine praktische, insofern auch normative Ökologie führen. Zunächst sei jedoch aus unserer Sicht festgestellt, daß eine Politik des schrittweisen Umbaus der heute zerstörerischen Produktionsweise, die das Massenelend nicht will, diese Ansprüche an die politische Ökologie formulieren muß. Das ist zweifellos eine Einschränkung, keineswegs jedoch eine Rücknahme der These, daß die Ökologie der Menschheit ihr relatives Unwissen und nicht ihre vorgebliche perfektionistische Allwissenheit zu erläutern hat.

Dieser Perfektionismus ist nicht nur nicht einlösbar, er ist zugleich auch anti-emanzipatorisch, weil er jedes subjektive, nicht meßbare Moment mißachtet: »Die Ökologie ist gegenüber dem technokratischen Mißbrauch genauso anfällig wie alle vorökologische Wissenschaft, weil sie dem Ideal der Zweckmäßigkeit genauso huldigt — nur mit dem winzigen Unterschied, daß sie ein paar zuvor übersehene Unzweckmäßigkeiten berücksichtigt und der kurzfristigen Zweckmäßigkeit die langfristige hinzufügt — was zweifellos ein Fortschritt ist.«

»Daher steht auch die Ökologie nicht außerhalb der Logik des Fortschritts, sondern dieser kulminiert in ihr.«⁽²⁷⁾

Was hier gemeint ist, ist ein Verständnis von Ökologie als Anwendung der modernen Systemwissenschaften auf die Natur. Hier werden die Organismen (z. B. des Waldes) eingeteilt in Biotop und Biozönose, »diese vielleicht weiter in Produzenten (die grünen Pflanzen), Konsumenten 1. Ordnung (Pflanzenfresser), Konsumenten 2. Ordnung (Fresser von Pflanzenfressern) und Destruenten (die das organische Material remineralisierenden Organismen, z. B. Pilze). Diese Compartimente können durch einige Merkmale näher bestimmt werden, z. B. durch die Größe der jeweiligen Organismen. Auf diese Weise läßt sich ein Modell des als Ökosystem betrachteten ökologischen Gegenstandes (. . .) gewinnen.«⁽²⁸⁾

So ist also — Perfektion unterstellt — das »Ganze« erfaßt, wenn auch nur unter einem Aspekt. Die Systemcompartimente — das sind die berühmten Kästchen bei Skizzen von Ökosystemen — sind gleichgültig gegenüber dem konkreten Inhalt, sofern die verschiedenen Organismen nur in einer bestimmten Weise gleich funktio-

nieren, sind sie austauschbar. »Mir scheint, hier kommt noch viel deutlicher als im klassischen Reduktionismus die Logik des zugrundeliegenden gesellschaftlichen Gefüges zum Ausdruck: die Gleichgültigkeit des Wertes — eines gesellschaftlichen Verhältnisses, einer bestimmten Weise gesellschaftlicher Beziehungen — gegenüber jedem konkreten Inhalt; die Austauschbarkeit, Ersetzbarkeit von allem und jedem allein aufgrund seiner Funktionalität im System.«⁽²⁹⁾

Ökologische Krise und Kapitalismus

Die Charakterisierung der gegenwärtigen ökologischen Krise als Problem für das Überleben der Menschheit verdeckt keineswegs die Tatsache, daß die kapitalistische Gesellschaftsformation überwunden werden muß.

Die gegenwärtige Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen der Menschheit hängt mit den inneren Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Produktionsweise zusammen. Der ihr eigene durch die Weiterentwicklungen im 20. Jahrhundert nur immer noch verstärkte Zwang zum Wachstum, zur gegenüber dem konkreten Gebrauchswert ebenso wie gegenüber dem Menschen und der äußeren Natur rücksichtslos vorangetriebenen Kapitalakkumulation, entspringt nicht dem — mehr oder minder beeinflussbaren — Willen der kapitalistischen Unternehmer und der ihre Interessen vertretenden Politiker, sondern den Erfordernissen der kapitalistischen Konkurrenz. Ohne eine Überwindung dieser Konkurrenz — und damit der Marktwirtschaft als des letztlich entscheidenden gesellschaftlichen Zusammenhangs ist diesem Prozeß der Zerstörung der Naturgrundlagen des menschlichen Lebens nicht mehr Einhalt zu gebieten.

Das Grundmuster der kapitalistischen Produktionsweise ist der Besitz der Produktionsmittel durch eine Klasse, während die Masse der Gesellschaft, eben weil sie von allen gesellschaftlichen Produktionsmitteln getrennt ist, beständig zum Verkauf ihrer Arbeitskraft gezwungen ist. Diejenigen, deren Arbeitskraft nicht nachgefragt wird, Arbeitslose und Sozialhilfeempfänger, werden durch materielles Elend gestraft. Ihre elende Situation bedroht und diszipliniert so wiederum die Arbeitenden, deren Arbeitskraft gemäß den Gesetzmäßigkeiten des freien Warenaustausches jedenfalls langfristig zu ihrem Wert bezahlt wird, also gemäß den historischen Kosten ihrer Wiederherstellung, ihren Reproduktionskosten. Die derart angekaufte Arbeitskraft wird jedoch von den Produktionsmit-

telbesitzern systematisch länger genutzt, als es zu ihrer bloßen Reproduktion nötig wäre. So findet im Produktionsprozeß beständig die Vermehrung der Wertsumme statt, die als Kapital in den Händen der Klasse der Produktionsmittelbesitzer liegt.

Dieser einfache ökonomische Vorgang ist allerdings ideologisch gut verdeckt und verbrämt. Die Verwertung und Vermehrung des Wertes ist der einzige Zweck, der die gesamte gesellschaftliche Produktion beherrscht.

Hieraus gibt es im Kapitalismus kein Entrinnen, unabhängig von der subjektiven Gesinnung des Besitzers oder Verwalters der Produktionsmittel. Ginge es ihm beispielsweise um »Arbeitsplätze«, und beschäftigte er trotz Auftragsrückgang die gleiche Zahl Arbeiter wie zuvor oder erhöhte er bei gleichbleibenden Aufträgen aus sozialer Einsicht die Löhne mehr als die mit ihm in der Branche konkurrierende Unternehmen oder verkürzte er die Arbeitszeit freiwillig oder ließe er die Fließbänder einige Takte langsamer laufen als seine Konkurrenz oder stellte er bevorzugt ältere, nicht ganz so leistungsfähige Arbeitskräfte ein . . . alles das bedeutet in der Regel über Konkurrenz vermittelten Konkurs. Der gleiche Konkurrenzmechanismus ließe ab, wenn der Kapitalist nicht gleichgültig gegenüber dem erstellten Produkt wäre, also etwa an einem langlebigen, ökologisch verträglichen Produkt festhielte, obwohl schnellerer und größerer Umsatz mit einer umweltbelastenden Ex- und-hopp-Ware erzielbar wäre.

Die gleiche Strafe des Untergangs träfe auch jeden Kapitaleigner, der aus ökologischen Gründen überdurchschnittlich hohe Investitionen für Filteranlagen tätigte oder wegen erkannter Umweltbelastungen noch nicht verschlissene und noch nicht amortisierte Produktionsanlagen auswechselte. Der über die Konkurrenz vermittelte Zwang zur Vermehrung des abstrakten Reichtums als solchen läßt die Arbeitskraft, die Produktionsmittel und die Ressourcen als Kostenfaktor erscheinen. Gegen die Arbeiter wendet sich dieser Umstand als Tendenz des Kapitals, ihre Löhne zu drücken, ihren Arbeitstag möglichst auszudehnen, ihr Arbeitstempo zu beschleunigen und zugleich ihr Lebensniveau zu senken.

Die Minimierung des Kostenfaktors Produktionsmittel bedeutet parallel dazu den Raubbau an den ergiebigsten Quellen der Natur, die Nichtberücksichtigung der Folgekosten einer Produktion durch Luft- und Gewässerverschmutzung, die Untergrabung der Bodenfruchtbarkeit, die eskalierende Störung des Haushalts der Natur. Dabei nutzt das Kapital jede Möglichkeit, die sich bietet, Natur-

kräfte wie Wasser und Luft möglichst gratis zu nutzen und zugleich die anfallenden, theoretisch ebenfalls als Kosten kalkulierbaren Folgelasten, woandershin (z. B. Politik der hohen Schornsteine) oder in zukünftige Zeiträume (z. B. Politik der wilden Giftmülldeponien oder der sogenannten »Endlagerung« von atomaren Produktionsresten) zu verlagern.

Diese Plünderung von Arbeitskraft und Natur ist nur durch gesellschaftlichen Widerstand einigermaßen zu begrenzen. Nur die Befreiung der Arbeit von der Herrschaft des Kapitals ermöglicht — und nicht etwa garantiert — insofern auch die Befreiung der Natur, als sie nur so von ihrer gesellschaftlichen Eigenschaft befreit werden kann, bloßes verschwindendes Moment im Verwertungsprozeß des Kapitals zu sein.

Die Unterordnung des Arbeiters und der Natur unter den Zweck der Kapitalverwertung vollzieht sich in einer sich ständig steigenden Bewegung, der Zwang zur Akkumulation ist der Motor der Produktionsweise: »Die kapitalistische Produktion kann nicht stabil werden, sie muß wachsen und sich ausdehnen oder sie muß sterben.«⁽³⁰⁾ Dieses kategorische »Muß« des Kapitalismus ist nun allemal unvereinbar mit einer Zukunft, in der die Erkenntnis der relativen Unwissenheit über die Auswirkungen auf Natur und Mensch Maxime des gesellschaftlichen Produzierens sein soll.

Karl Schiller, damaliger SPD-Wirtschaftsminister, brachte diesen Zwang zum rein quantitativen Wachstum entsprechend der kapitalistischen Verwertungslogik, also ohne den Gebrauchswert der Produkte und ohne die ökologischen Folgen zu berücksichtigen, beispielhaft auf den Punkt: »Das Hauptelement der ›Neuen Industriegesellschaft‹ ist ihr immenser Zwang zur Expansion. Zur Expansivgesellschaft gehört der Drang nach Steigerung und zur Ausbreitung eines hohen Lebensstandards. Dazu gehört der internationale Wettstreit um Wachstumsraten. Und wenn wir demnach also als erstes Merkmal jener *Affluent Society* (Überflußgesellschaft) wirtschaftliches Wachstum als ein gesellschaftliches ›Muß‹ bezeichnen, so heißt das dennoch nicht Wachstumsfetischismus. Wachstum ist aber notwendige Voraussetzung, um die mit dem bekannten Zielkatalog unlösbar verbundenen Zielkonflikte zu lösen. Allein das magische Dreieck — hoher Beschäftigungsgrad, stabiles Preisniveau, außenwirtschaftliches Gleichgewicht — ist bekanntlich nur bei angemessenem und stetigem Wachstum zu erreichen.«⁽³¹⁾

Schiller formuliert hier sowohl die Notwendigkeit der Akkumu-

lation fürs Kapital, als *auch* die Voraussetzungen der einkommensmäßig relativ günstigen Situation der Lohnabhängigen in den zyklischen Entwicklungsphasen der kapitalistischen Gesellschaft.

Tatsächlich müssen wir bekanntlich in zahlreichen Konflikten beobachten, wie Arbeiter das Wachstum ihrer Branche auf Kosten ihrer Gesundheit und auf Kosten der Naturzerstörung gegen allen ökologischen Protest verteidigen. Das hat sehr materielle Gründe, denn die drohende Arbeitslosigkeit bedeutet, wie wir es heute wieder drastisch vorgeführt bekommen, tatsächlich für viele den Abstieg ins soziale Elend. Und der Kapitalismus produziert heute bereits real für Hunderte von Millionen eine solche Armut, daß diese einen die Zukunft antizipierenden Umgang mit der Natur aus aktueller Not und den dringenden Wunsch ihrer Überwindung erschlägt.

Wenn heute für den Lohnarbeiter die Teilnahme am gesellschaftlichen Stoffwechselprozeß mit der Natur in der kapitalistischen Produktion nur ein Mittel ist, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, und wenn er aus dieser Stellung heraus häufig ein ähnlich gleichgültiges Verhältnis zum Produkt und zur Umweltbelastung hat wie der Kapitaleigner, der nur um seine Akkumulation besorgt ist, dann ist tatsächlich der politische Kampf für eine Annäherung des Arbeitslosengeldes an den Lohn und die unbefristete Zahlung an alle, denen dieses System keine Arbeitsplätze bieten kann, ein Schlüsselkampf, um den Widerspruch zwischen dem unmittelbaren Interesse an der »Hauptsache Arbeit« und den Interessen an einer gebrauchswertorientierten, ökologischen Produktion tendenziell aufzulösen. Hauptsache Wachstum, Hauptsache Arbeit — diese seit Jahrzehnten Kapital und Gewerkschaften zusammenschweißende Parole — muß heute wesentlicher Ansatzpunkt der grünen Kritik am bestehenden Konsens zwischen großen Teilen der Arbeiterbewegung und ihrem sozialpartnerschaftlichen Pendant sein. Das hat einen doppelten Grund. Einerseits zwingt die These von der »Hauptsache Arbeit« in letzter Konsequenz immer zur Akzeptanz jeglicher Arbeit, gleichgültig wie gesundheitsgefährdend sie ist — wenn ihre Entlohnung nur spürbar über dem Arbeitslosengeld bzw. dem Sozialhilfesatz liegt. Andererseits schränkt diese Parole den Kampf der Gewerkschaften auf die nachträgliche Umverteilung erwirtschafteter Zugewinne ein. Das ist, objektiv betrachtet, ein Beitrag zur Stabilität der kapitalistischen Verwertungslogik, trägt also faktisch zur Verschärfung der ökologischen Krise bei.

Mögliche Verbündete grüner Politik sind dagegen alle diejeni-

gen, noch minoritären Strömungen innerhalb der Arbeiterbewegung, die den jeweiligen Gegenstand der Produktion in Frage stellen und die damit faktisch kritisieren, daß über den Gegenstand der Produktion das abstrakte Interesse an Kapitalverwertung entscheidet, anstelle der konkreten Bedürfnisse. Die Arbeitskreise für alternative Produkte in Rüstungsindustrie und diversen Krisenbranchen (z. B. Werften) oder die sich gegen Arbeitshetze und Schichtarbeit organisierenden Arbeitnehmer sind so unsere Hoffnungsträger für eine wachsende Verbindung eines von neuem entstehenden radikalen Teils der Arbeiterbewegung und der grünen Partei und Bewegung. Hierbei verhehlen wir nicht, daß in diesem Zusammenhang ein ganz erheblicher zukünftiger Konfliktstoff in der Tatsache begründet liegt, daß ein Teil dieser gewerkschaftlichen Arbeitskreise sowie neuere »ökologischere« Beschäftigungsprogramme einiger Gewerkschaftsgliederungen, nunmehr — nicht anders als manche innovativen Kapitalgruppen — den Umweltschutz als die neue Wachstumsbranche erkannt zu haben glauben. Also eine schlichtweg systemimmanente Politik der Arbeitsplatzsicherung betreiben wollen — auf der Grundlage einer Expansion der Umweltschutzindustrie, die die beständige Abmilderung der ökologischen Verwüstung durch die Kernbereiche der industriellen Produktion betreiben soll. Da dieser Weg keineswegs anstrebenswert ist und auch nicht funktionieren kann, da er weitere ökologische Zerstörungen zur Voraussetzung von Beschäftigungsprogrammen macht und zugleich die Illusion einer technokratischen Bewältigung der Krise aufrechterhält, wird es mit dieser Strömung, die heute noch fast immer in den gewerkschaftlichen Gremien mit Auffassungen, die einen radikaleren Umbau der stofflichen Produktion fordern, friedlich koexistiert, zukünftig unvermeidlich scharfe Kontroversen geben. Kontroversen, die allerdings auf einer Grundlage gebrauchswertorientierter Produktion durchaus solidarisch und fruchtbar verlaufen können, wenn die Grünen die sozialen Interessen der Betroffenen respektieren und aktiv im Kampf unterstützen.

Ein notwendiger Abschied von Konsumgewohnheiten

Wenn wir wegen der stofflichen Problematik der anfallenden radioaktiven Substanzen, der Gifte und Supergifte, der Bodenzerstörung und des Ressourcenraubbaus die Einschränkung eines erheblichen Teils der industriellen Produktion für nötig halten, dann bedeutet das notwendig auch Verlust konsumtiver Möglichkeiten, die

der Kapitalismus heute bietet. Davor fürchten sich heute noch viele Menschen. Wenn wir millionenfachen Hungertod und Elend in der Dritten Welt als Ergebnis ökologischer Zerstörung und weltweiter Arbeitsteilung zugunsten der Metropolen unerträglich finden und zur Überwindung beitragen wollen, dann hat auch das den Preis einer zumindest vorübergehenden Veränderung der konsumtiven Verhaltensweisen und Möglichkeiten hier, z. B. bezogen auf Genußmittel, Fleisch sowie auf billige und scheinbar unbegrenzte Rohstoffe.

Das sind zwei politische Forderungen, die alten sozialistischen Versprechungen entgegengesetzt sind, alle Hemmnisse des Wachstums der Produktivkräfte, die dem Kapitalismus innewohnen, niederzureißen und endlich eine ungehemmte Entfaltung der Produktivkräfte und damit der dinglichen Reichtumsproduktion zu ermöglichen und somit einem jeden außerhalb der bisherigen herrschenden Klassen ein wesentlich größeres Maß an individuellem Reichtum und an Konsum zu bringen. Eine schlechte und unzureichende Auflösung dieses Widerspruchs bestünde darin, über den Verweis auf das Interesse am bloßen physischen Überleben — die Abkehr vom optimistischen Bild der sozialistischen Zukunft zu begründen. Die despotischen, zutiefst preußischen Visionen eines Wolfgang Harich befördern nur — nicht ganz zu Unrecht — das hoffende sich Klammern vieler Menschen an die heutige Ordnung, verbunden mit dem Wunsch, es möge nicht ganz so schrecklich und nicht ganz so schnell kommen, wie die Grünen es vorhersagen. Außerdem: Bei allen von uns für notwendig gehaltenen Einschnitten in die heutigen Konsumgewohnheiten, deren Veränderung wir nur als freiwilligen Akt der Individuen, d. h. immer auch als Eröffnung neuer, anderer Genußmöglichkeiten denken können, stehen wir zugleich doch auch vor einem riesigen Berg vergeudeter gesellschaftlicher Reichtümer.

So etwa die gigantische Kriegsproduktion, die Vernichtung ungeheurer Mengen Nahrungsmittel aus Gründen des Profits, der Luxuskonsum der privilegierten Klassen, die dem gesellschaftlichen Genuß zur Verfügung stünden, wenn die heutige Ordnung überwunden wäre.

Ebenso sehen wir die ungeheuren Mengen verausgabter Arbeitszeit in staatlichen Bürokratien und repressiven Apparaten zur Überwachung und Disziplinierung der Lohnarbeit, in Banken und im Versicherungswesen, die ebenfalls nur zu diesem System gehören und die bei seiner Überwindung, die nur als Überwindung der

Lohnarbeit wirklich werden kann, teils mehr freie Zeit, teils mehr gebrauchswertorientierte Produktion, teils ökologische Aufräumarbeit ermöglichen würden. Diese gegenläufigen Faktoren auf die Zukunft berechnet gegeneinander quantitativ genauer gewichten zu wollen, wäre allerdings im schlechten Sinne Sandkastenspielerei und ließe den Spielraum demokratisch-konfliktueller Konsensfindung der zukünftigen frei assoziierten Produzenten als der notwendigen Subjekte dieser Umwälzung außer Acht. Wir befinden uns also in einer politischen Position, eine Utopie zu vertreten, in der wir die Notwendigkeit des Verzichts, gemessen an heutigen konsumtiven Gewohnheiten, nicht verschweigen wollen, und *zugleich* die aktuellen Appelle der Herrschenden, ihre umweltpolitischen Flickschustereien durch Verzicht oder Belastung der Lohnabhängigen ›volksgemeinschaftlich‹ zu finanzieren, schroff ablehnen. Ebenso sind wir für Entschuldung der Länder der Dritten Welt sowie deren Unterstützung bei der Reparatur der vom Imperialismus angerichteten Schäden und Deformationen, bekämpfen aber heute die geplante, teilweise Abwälzung der Probleme der kapitalistischen Finanzwelt zu Lasten der Spareinlagen und der Sozialleistungen des Staates sowie weitere Steuerbelastungen der Lohnabhängigen.

Wir versuchen also, eine politische Position einzunehmen, die uns zugleich die aufrichtige, untaktische Teilnahme an sozialen Kämpfen gegen kapitalistische Spar- und Elendspolitik ermöglicht, ohne daß wir dabei zu unkritischen Befürwortern des vom Kapitalismus erzeugten und zu seiner Reproduktion nötigen Bedürfnissystems werden. Und wir suchen nach Momenten und Motiven in den Menschen selbst, die gegen dieses oktroyierte Bedürfnissystem rebellieren. Manchmal aus ökologischen Erkenntnissen, aber — und das ist wichtiger — weil die Unterwerfung unter dieses System der Bedürfnisse so viel an emanzipatorischer menschlicher Entfaltung, soviel an möglichem menschlichen Glück verhindert. So gesehen birgt die ökologische Krise tatsächlich auch eine Chance, die seit langem auch in der marxistischen Tradition verschüttete Debatte über den wahren gesellschaftlichen und individuellen Reichtum neu zu beleben.

Kritik der Bedürfnisse

Alle bürgerlichen Wirtschaftstheorien, ob nun die klassische politische Ökonomie, die angebotsorientierte Gleichgewichtstheorie oder die keynesianische Betrachtungsweise gehen in ihren Modellen

von einem bestimmten Menschenbild aus. In allen drei Theorievarianten wird ausschließlich davon ausgegangen, das Wachstum von Werten, die Kapitalanhäufung durch einen möglichst stetigen Absatz der produzierten Waren zu gewährleisten. Diesen marktwirtschaftlichen Theorien liegt insgesamt das Bild von einem Menschen zugrunde, der gleich einem ehernen Gesetz von schier unersättlichen dinglichen Bedürfnissen, von einem sich fortwährend erneuernden Wunsch nach dem Besitz von Dingen getrieben ist.

So ging schon der Vater der modernen politischen Ökonomie, John Locke, davon aus, daß seit der Einführung des Geldes das Motiv der unendlichen individuellen Bereicherung zum Motor des Wirtschaftens (und übrigens auch zur Urquelle der menschlichen Ungleichheit) geworden ist. Im selben Sinne unterstellte der Wirtschaftstheoretiker Keynes, dessen Theorien von der Wirtschaftskurbelung durch staatliche und private Nachfragesteigerung zum allgemeinen Bezugspunkt des Wachstumsmodells der Nachkriegszeit geworden sind, Haupttriebfeder aller menschlichen Tätigkeit sei der Gelderwerb, ohne dessen Vollzug und Garantie niemand wirtschaftlich aktiv werden würde. Der Trieb zum Gelderwerb sei mit einem grundlegenden Hang zum Konsum gekoppelt und vermittele darüber zugleich Sicherheit und soziale Anerkennung. Gegen die unterstellten und schrankenlosen menschlichen Bedürfnisse hat u. a. Rudolf Bahro eingewendet:

»Das Herumrätseln über die Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit schrankenloser Bedürfnisbefriedigung wird sich als gegenstandslos erweisen, als Reflex auf jetzt bestehende Verhältnisse, wenn der Reproduktionszyklus der kompensatorischen Interessen einmal durchbrochen ist.«⁽³²⁾

Dieser Auffassung von Rudolf Bahro kann nicht mit stichhaltigen Argumenten widersprochen werden. Daß auch die meisten traditionellen Sozialisten sich implizit in ihren Versprechungen dieses Menschenbild der marktwirtschaftlichen Theorien zu eigen gemacht haben, kann dagegen nur als Ausdruck einer tief verankerten Vorherrschaft des bürgerlichen Zivilisationsmodells selbst über die Gedanken seiner schärfsten Kritiker begriffen werden. Dies sollte uns als Ansporn dienen, keine Voraussetzungen und Thesen derart unkritisch zu übernehmen, selbst, wenn ihre Vertreter im übrigen noch so sehr durch den radikalen Ansatz ihrer Theorie oder Praxis ausgewiesen sein sollten.

Agnes Heller gibt einen theoretischen Schlüssel zur Auflösung falscher Problemstellungen an die Hand: »Jede Gesellschaft hat ihr

eigenes Bedürfnissystem, das daher für die Beurteilung des Bedürfnissystems einer anderen Gesellschaft in keinerlei Hinsicht maßgebend sein kann.«⁽³³⁾ So sehr es zutrifft, daß ein menschliches Lebewesen nur überleben kann, wenn eine Reihe von biologischen Erfordernissen — etwa Sauerstoff-, Flüssigkeits- und Kalorienzufuhr, Aufrechterhaltung von Körpertemperatur, Blutzirkulation, Verdauung und Immunsystem — erfüllt werden, gilt doch für die menschlichen Wünsche und Interessen, die sich historisch als Bedürfnisse geltend machen, was Wolfgang Fritz Haug formuliert hat: »Die menschlichen Bedürfnisse sind von Natur aus unbestimmt. Jede aktuelle Bestimmung, die das Bedürfnis wissen läßt, was es will, wird gesellschaftlich vermittelt.«⁽³⁴⁾ Wir gehen davon aus, daß eine konkrete politische Utopie, die nicht in den heutigen gesellschaftlichen Zwängen und Ideologien verharrt, sondern aus ihnen herauszuführen hilft, diese Thesen weiterführen muß.

Da wir für eine langfristig mobilisierende Utopie eintreten wollen, in der ein rücksichtsvoller Umgang mit der Natur — was notwendig die technisch mögliche stoffliche Produktion begrenzt — und die Entfaltung menschlicher Bedürfnisse ohne Repression und Abhängigkeit gleichermaßen miteinander vereinbart werden, d. h. für ein Modell, das die Durchsetzung ökologischer Erfordernisse über den Weg staatlicher Despotie oder kapitalistischer Volksgemeinschaft strikt ablehnt, müssen wir uns vor allem vergegenwärtigen, was die Ursachen für diejenige Entwicklung des Bedürfnissystems sind, die Marx unter dem Stichwort »Entfremdung der Bedürfnisse im Kapitalismus« analysiert hat und was uns aus diesen Strukturen des herrschenden Bedürfnissystems herausführen kann. Sehen wir uns zunächst an, wie der Kapitalismus selbst noch die Bedürfnisse der Menschen zu Mitteln seiner Herrschaft macht.

Karl Marx hat — vor allem in einigen seiner frühen Texte — versucht zu schreiben, wie sehr bereits die einfachsten, schönsten und genußvollsten Tätigkeiten sich in bloße Mittel für andere, von den gesellschaftlichen Verhältnissen bestimmte Zwecke verwandeln. Allein das bloße gemeinschaftliche Zusammensein, der gemeinsame Genuß wäre eine zwar einfache, aber doch hochstehende oder kultivierbare Form der menschlichen Bedürfnisbefriedigung, die aber im Kapitalismus vielfältig gestört und zerbrochen ist, weil dies kaum noch als Selbstzweck gelebt, sondern Mittel zum Zweck wird. »Jeder Mensch spekuliert darauf, im anderen ein neues Bedürfnis zu schaffen . . . Jeder sucht eine fremde Wesenskraft über den anderen zu schaffen, um darin die Befriedigung seiner eigenen

eigennütigen Bedürfnisse zu finden . . . «⁽³⁵⁾ »Die gemeinschaftliche Tätigkeit und der gemeinschaftliche Genuß, d. h. die Tätigkeit und der Genuß, die unmittelbar in wirklicher Gesellschaft mit anderen Menschen sich äußert und bestätigt, (werden) überall da stattfinden, wo jener unmittelbare Ausdruck der Gesellschaftlichkeit im Wesen ihres Inhalts begründet und seiner Natur angemessen ist.«⁽³⁶⁾

Menschen verhalten sich in Konkurrenz zueinander, machen ihre Bedürfnisse zum Gradmesser des anderen Menschen, tauschen sich in angesammelten Waren aus oder kommen zusammen, um sich durch den anderen bestätigen zu lassen, was häufig genug nur durch die Erniedrigung des anderen zu bewerkstelligen ist. So töten sie in sich selbst den elementaren Genuß ab, der im bloßen Zusammensein oder in einer gemeinsamen Tätigkeit erlebt werden könnte. »Jeder ist sich selbst der nächste«, bestätigt der Volksmund, wenn es darum geht, sich einen Vorteil auf Kosten anderer zu verschaffen. »Der Kapitalismus ist der Kuppler, der durch Schaffung neuer und aber neuer Gegenstände, durch Hervorbringen neuer und aber neuer Bedürfnisse die Menschen zu Dirnen der Bedürfnisse macht. Das zahlenmäßige Wachstum der Bedürfnisse kann nie zu wahren Reichtum werden, weil es einfach Mittel einer den Individuen fremden, entfremdeten Wesenskraft der Steigerung der kapitalistischen Produktion ist.«⁽³⁷⁾ Karl Marx sagt weiter, daß der Mensch durch die »Ausdehnung der Produkte und der Bedürfnisse zum erfinderischen und stets kalkulierenden Sklaven unmenschlicher, raffinierter, unnatürlicher und eingebildeter Gelüste«⁽³⁸⁾ wird.

Zunächst müssen wir Marx hier widersprechen: »Eingebildete« oder gar »unnatürliche« Gelüste oder auch Bedürfnisse sind sicherlich ein irreführender Begriff — unterstellt er doch die Existenz »wirklicher« Bedürfnisse, ganz losgelöst von dem in einer bestimmten historischen Gesellschaft herrschenden Bedürfnissystem. Dagegen erscheint uns der negativ abgegrenzte Begriff der »raffinierten« Bedürfnisse weiterführend zu sein. Wir greifen in diesem Punkt Marxens Gedankengang auf, mit diesem Begriff einen Bedürfnistyp zu bezeichnen, bei dem der Mensch im Streben nach seiner Befriedigung, gerade »die Entfaltung der eigentlich reichen Bedürfniswelt, der qualitativ vielseitigen Bedürfniswelt nicht gewährleistet, sondern unterbindet.«⁽³⁹⁾

Agnes Heller spitzt diese Aussage in ihrer Analyse zu der These zu, »so ist es nicht übertrieben zu behaupten, daß Marx das Pro-

blem der »manipulierten Bedürfnisse« bzw. der »Bedürfnismanipulation« entdeckt hat.«⁽⁴⁰⁾

Betrachten wir den derart hergestellten Zusammenhang von Bedürfnissystem und Produktionsverhältnis: Zunächst einmal werden vergegenständlichte Bedürfnisse in einem sich ständig wiederholenden Prozeß dort erzeugt, wo die Produktion von Massenwaren allein von den folgenden Gesichtspunkten geleitet ist: Was bringt den größten Profit? Was erlaubt die rentabelste Nutzung der Arbeitskraft? Was läßt sich wie absetzen? Selbst wenn diese Bedürfnisse und ihre Befriedigung dem einzelnen Menschen als Ziel erscheinen mögen, so wird die charakteristische Bedürfnisansammlung im Kapitalvermehrungsprozeß geschaffen, sie ist demnach nur Mittel zur Zweckerfüllung einer den Individuen fremden Kraft, des Drangs des Kapitals, sich beständig zu vermehren. Für die kapitalistische Produktion ist deshalb ganz typisch, daß — dieser fremden Zwecksetzung gehorchend — bestimmte Bedürfnisse und der Wunsch nach ihrer Befriedigung einen vorrangigen Platz einnehmen. Es sind solche Bedürfnisse, die der Kapitalverwertung dienen, sich also im Kauf von Waren gegen bare Münze niederschlagen. Während Bedürfnisse, die viel unmittelbarer der allseitigen menschlichen Entfaltung dienen, deformiert werden, weil von ihnen keine Wertanreicherung ausgeht oder sie die Wertanreicherung sogar durchkreuzen. Oder aber sie werden — wie etwa in großen Teilen des Hobbymarktes — derart umdefiniert, daß sie doch wieder zum Kaufanlaß werden.

Wie sehr die Überhäufung mit individuellen Konsumgütern, wo ein Artikel den anderen ablöst, selbst, wenn der alte noch gut brauchbar und immer noch schön ist, wie sehr das Streben nach einem möglichst quantitativ wachsenden Besitz dieser Güter und die einseitige Ausrichtung der Bedürfnisse in diesem Sinne zu einem Hemmnis für die freie Zeit wird, die einer persönlichen und gesellschaftlichen Entfaltung zur Verfügung steht, zeigen beispielsweise die freiwilligen Überstunden, die Samstags- und Sonntagsschichten vieler Arbeiter, die allein darüber in den Besitz neuer Artikel zur Befriedigung von Konsumwünschen gelangen — indem sie aber ihren Freiraum für deren Genuß zugleich drastisch beschneiden. So schufteten sie für einen neuen Mittelklassewagen, für eine geringfügig modernere Küche oder eine Eigentumswohnung über zwei Jahrzehnte soviel, bis sich schließlich das Erleben dieser dinglichen Werte vor Müdigkeit auf den bloßen Knopfdruck am Fernseher reduziert.

Die individuelle Freiheit der diesem Bedürfnissystem unterworfenen Menschen ist also eine bloß formale. Nicht aufgrund ihrer persönlichen Träume und Wünsche, sondern vor allem aufgrund seines entbehrungsreichen Platzes in einer Arbeitsteilung, die keinen Raum zur Entfaltung solcher persönlichen Träume und Wünsche mehr läßt, prägen sich neue Bedürfnisse aus. So treffen sie dann nur formell die freie Wahl der Gegenstände ihrer Bedürfnisbefriedigung.

Am schärfsten wurde die Verkümmern der Entfaltungsmöglichkeiten als ausdrücklicher Zweck wohl von dem »Erfinder« der modernen Arbeitsteilung, Taylor, ausgedrückt: »In unserem System wird dem Arbeiter minutiös mitgeteilt, exakt, was er zu tun hat und wie er es zu tun hat. Und jede Verbesserung, die er in bezug auf die Anweisungen durchführt, die man ihm gibt, ist fatal für den Erfolg . . . Eines der ersten Erfordernisse . . . für einen Mann, der in der Lage ist, als eine reguläre Beschäftigung Roheisen zu verladen, ist, daß er so blöd und phlegmatisch ist, daß er in seinen geistigen Fähigkeiten mehr dem Ochsen gleicht als jedem anderen Typ.«⁽⁴¹⁾ Später hat dann Ford sich systematisch darum gekümmert, durch die Methoden des »Marketing« auch in der Lebensweise, im Alltag, entsprechend standardisierte Konsumgewohnheiten massenhaft zu verankern.

Gegenüber der damaligen Analyse von Karl Marx hat sich die Lage heute insoweit geändert, als die raffinierten oder auch »manipulierten« Bedürfnisse nicht mehr nur die Lebensweise der herrschenden Klasse kennzeichnen, sondern für die Mehrzahl der Bevölkerung in den führenden kapitalistischen Ländern zur gesellschaftlich verbindlichen Norm geworden sind. Taylors kapitalistische Durchgestaltung des Arbeitsprozesses und Fords Durchgestaltung der Konsumgewohnheiten haben ihre Zwecke erreicht.

Ein weiteres Moment der Verkrüppelung und Deformierung der Bedürfnisse in diesem historischen Prozeß ist die Verschiebung des Bedürfnisinhalts von Qualität auf die bloße Quantität. Die am Besitz von Gütern gemessenen Bedürfnisse können sich so einerseits in Unendliche steigern. Andererseits wird — im Zuge der Durchsetzung immer zahlreicherer Ersatzstoffe und Ersatzbefriedigungen — zunehmend der Pseudogebrauchswert zum vorherrschenden Modell des Massenkonsumgutes: die herrlich rote, aber geschmacklose Tomate, das reichlich vorhandene, aber mit Hormonen und Antibiotika vergiftete Fleisch, das unfallträchtige und planmäßig rostende Auto.

Da »sich der Besitz vom unmittelbaren Gebrauch und unmittelbaren Genuß loslöst, die Rolle des Genusses wird vom Besitz selbst übernommen«,⁽⁴²⁾ wird das Wachsen von Bedürfnissen zu einer Sache der reinen Quantität: »Ich kann nicht so viel besitzen, um nicht noch mehr besitzen zu wollen. Ich will mehr ›haben‹, selbst wenn die konkrete Qualität der Gegenstände in meinem Besitz keinerlei Bedürfnis unmittelbar mehr befriedigt. Ich werde diesen konkreten Qualitäten gegenüber indifferent.«⁽⁴³⁾

Verkörperung und Träger der Quantifizierung von Bedürfnissen ist das Geld, das Geldverhältnis. Das Geld ist der rein quantitative Repräsentant des gesellschaftlichen Reichtums. Oder wie Marx es formuliert hat: »Die Quantität des Geldes wird immer mehr seine einzige, mächtige Eigenschaft, wie es alle Wesen auf seine Abstraktion reduziert, so reduziert es sich in seiner Bewegung als quantitatives Wesen. Die Maßlosigkeit und Unmäßigkeit wird sein wahres Maß.«⁽⁴⁴⁾

Gebrauchswerte, die keinen Tauschwert haben, hören deshalb auf, Gegenstand der Produktion und schließlich auch Bestandteil des Bedürfnissystems zu sein.

Der eigentliche Genuß, in einer sauberen Elbe zu baden, statt in Autokolonnen eine andere Erholungsregion suchen zu müssen, eine blumenreiche Wiese, die Artenvielfalt in einem Erholungsraum Wattenmeer oder eine erotisch spannungreiche Liebesbeziehung, statt des patriarchalisch zwanghaften Austausches sexueller Dienstleistungen, das sind Qualitäten, die man nicht kaufen kann, mit denen kein Geschäft gemacht werden kann, also verkommen sie. Alle qualitativen Bedürfnisse, die nicht quantifizierbar, also nicht mit Geld käuflich sind, werden unterbunden und aus dem gesellschaftlichen Bedürfnissystem verdrängt.

Wie Agnes Heller es ausdrückt, »kann Geld noch mehr als die Qualität ›begrenzen‹, die qualitativen Bedürfnisse zu quantifizieren, das Nichtquantifizierbare verkümmern zu lassen: es quantifiziert das Nichtquantifizierbare und kehrt die qualitativen Bedürfnisse in ihr Gegenteil um.«⁽⁴⁵⁾ Oder wie Marx gesagt hat: »Was durch Geld für mich ist, was ich zahlen, was das Geld kaufen kann, das bin ich — der Besitzer des Geldes selbst. So groß die Kraft des Geldes, so groß ist meine Kraft. Die Eigenschaften des Geldes sind meine — seines Besitzers — Eigenschaften und Wesenskräfte. Das, was ich bin und vermag, ist also keineswegs durch meine Individualität bestimmt . . . Ich, der durch das Geld alles, wonach ein menschliches Herz sich sehnt, vermag, besitze ich nicht alle

menschlichen Vermögen? Verwandelt also mein Geld nicht alle meine Unvermögen in ihr Gegenteil.«⁽⁴⁶⁾ Nicht in dieser Gesellschaft, so schon Marx in seiner Analyse der »Entfremdung«, sondern erst in einer Zukunftsgesellschaft, in der Utopie, werden die Bedürfnisse dagegen »qualitativer Natur sein und was qualitativ ist, kann nur für Qualitatives ‚eingetauscht‘ werden — und zwar ausschließlich für Qualität derselben Art«.⁽⁴⁷⁾

Marx schreibt dazu: »Setze den Menschen als Menschen und sein Verhältnis zur Welt als ein menschliches voraus, so kannst du Liebe nur gegen Liebe austauschen, Vertrauen nur gegen Vertrauen etc. Wenn du die Kunst genießen willst, mußt du ein künstlerisch gebildeter Mensch sein, wenn du Einfluß auf andere Menschen ausüben willst, mußt du ein wirklich anregend und fördernd auf andere Menschen wirkender Mensch sein. Jedes deiner Verhältnisse zum Menschen — und zu der Natur — muß eine bestimmte, dem Gegenstand deines Willens entsprechende Äußerung deines wirklichen individuellen Lebens sein.«⁽⁴⁸⁾

Die dieser Utopie wohl am prägnantesten widersprechende Verarmung und Verkrüppelung der Bedürfnisse ist die Reduktion aller Bedürfnisse auf das reine Haben. »Das Privateigentum hat uns so dumm und einseitig gemacht, daß ein Gegenstand erst der unsrige ist, wenn wir ihn haben, also das Kapital für uns existiert oder von uns unmittelbar besessen, gegessen, getrunken, an unserem Leibe getragen, von uns bewohnt etc., kurz: gebraucht wird. Obgleich das Privateigentum alle diese unmittelbaren Verwirklichungen des Besitzes selbst wieder nur als Lebensmittel faßt und das Leben, zu dessen Mittel sie dienen, ist das Leben des Privateigentums Arbeit und Kapitalisierung. An die Stelle aller physischen und geistigen Sinne ist daher diese einfache Entfremdung aller dieser Sinne der Sinn des Habens getreten. Auf diese absolute Armut mußte das menschliche Wesen reduziert werden, damit es seinen inneren Reichtum aus sicher heraus gebäre.«⁽⁴⁹⁾

Marx behandelt die deformierten Bedürfnisse als allgemeine Erscheinung im Kapitalismus. Raffinierte und manipulierte Bedürfnisse gelten für alle Klassen der kapitalistischen Gesellschaft. Die Quintessenz lautet: Sind die gesellschaftlichen Existenzbedingungen, wie sie von den Produktionsverhältnissen ausgehen, lust- und genußfeindlich, so konzentriert sich der Konsum des Menschen auf das dinglich Materielle, auf die individuell und privat besitzbaren Konsumgüter; andere menschliche Bedürfnisse und Fähigkeiten werden zugedeckt und bleiben unbefriedigt.

Die Bedürfnisstruktur der Bevölkerungsmehrheit in der kapitalistischen Gesellschaft, der Lohnabhängigen, wird erstrangig durch ihre unmittelbare Stellung im Arbeitsalltag erzeugt, nicht etwa durch raffinierte Werbung oder Massenmedien. Die begleiten den bereits erzeugten Zustand nur. Die Klassenlage, die Stellung der Individuen in einer auf Ausbeutung der Arbeitskraft beruhenden Wirtschaft und Gesellschaft ist die wichtigste Bestimmungsgröße für die Konsumtion und die konsumtiven Bedürfnisse.

Die Erkenntnis, daß der Produktionsprozeß zentral für das historische Bedürfnissystem ist, führt auch zur Absage an Thesen, die die Bedürfnismanipulation in erster Linie aus besonders raffinierten Werbetricks — u. a. die passive Werbung — ableiten. Der gewaltige Werbeaufwand kann nur raffinierte Bedürfnisse im Menschen steigern und befördern, die schon im demütigenden Alltag angelegt werden. Deshalb wird auch jede Vorstellung, allein durch Erziehung, aufklärende Überzeugung oder neue moralische Werte könnten die heute anzutreffenden Konsumwünsche grundlegend umgestaltet werden, mit Notwendigkeit scheitern. Diese Auffassung ist häufig bei den Grünen anzutreffen. Wenn aber nicht begriffen wird, daß die wesentliche Ursache der konsumtiven Bedürfnisse in dem Produktionsverhältnis liegt, ihre Veränderung also auf die Veränderung der Stellung des Menschen im Arbeitsalltag verweist, kann eine Politik, die die Arbeitsverhältnisse vernachlässigt, bei fortwährendem Scheitern im schlechtesten Falle zu rigorosen Unterdrückungsvorschlägen führen, die eine stärkere Staatsmacht erforderlich machen würden. Das ist das Problem von Harich, der deshalb den streng reglementierten proletarischen Staat entwerfen muß, weil er in all seinen theoretischen Überlegungen die Veränderung des Produktionsalltags ausblendet. Das pro-kapitalistische Spiegelbild Harichs sind alle die ökologischen Theoretiker, die mit drakonischer Steuer- und Gebührenpolitik im Kapitalismus ökologische Vernunft durchsetzen wollen. »Wenn man von der Produktion ausgeht, so muß man sich um die wirklichen Produktionsbedingungen und die produktive Tätigkeit der Menschen kümmern. Wenn man aber von der Konsumtion ausgeht, so kann man sich bei der Erklärung, daß jetzt nicht menschlich konsumiert werde und bei dem Postulat der menschlichen Konsumtion der Erziehung zur wahren Konsumtion und dergleichen Phrasen beruhigen, ohne sich im geringsten auf die wirklichen Lebensverhältnisse der Menschen und ihrer Tätigkeiten einzulassen.«⁽⁵⁰⁾ Oder: »Nicht nur der Gegenstand der Konsumtion, sondern auch die Weise der Kon-

sumtion, wird daher durch die Weise der Produktion produziert, nicht nur objektiv, sondern auch subjektiv. Die Produktion schafft also auch den Konsumenten.«⁽⁵¹⁾

Marx drückt aus, was wir auch täglich aus den realen Verhältnissen ablesen können. Die Art und Weise der gesellschaftlichen Arbeit ist nicht das einzige, aber das wichtigste Moment der Ausprägung und Entwicklung der Bedürfnisse der Menschen. Der Arbeitsprozeß strahlt dabei doppelt zerstörerisch auf die uns umgebende Natur aus: Der Produktionsprozeß selbst wirkt durch seine innere Zwecksetzung, möglichst viel Natur umzuwandeln, um Wertsteigerungen zu erreichen, dafür die gigantischsten technischen Zentren errichten, ohne den Überschuß durch eine aufwendige Pflege der Natur schmälern zu lassen, gegen die Ökosysteme. Zweitens wirkt der nach diesem Zweck angeordnete Arbeitsprozeß auf die Entscheidungen der Menschen, auf ihr konsumtives Verhalten und damit wiederum gegen die Verträglichkeit der menschlichen Bedürfnisse mit dem Naturhaushalt. Daneben erzeugt die Stellung des Menschen im Arbeitsalltag ein Unvermögen, in gegenseitiger Anerkennung und Förderung gemeinsam genießen zu können, unabhängig von der Naturverträglichkeit von Produktion und Konsum. So wie die umgebende Natur bloßes Mittel ist, so ist der Mensch sich selbst und die Behandlung der Mitmenschen einer gesellschaftlich herrschenden Zwecksetzung untergeordnet.

Der Kapitalismus produziert die Bedürfnisse. Die Bedürfnisstruktur ist hauptsächlich geprägt durch den Arbeitsalltag und woher soll überhaupt das Bedürfnis nach einer Veränderung, einer radikalen Umwälzung kommen? Wenn es richtig ist, was Karl Marx sagt, daß eine antikapitalistische Gesellschaftstheorie, daß eine umwälzende Theorie nur dann von einem Volk aufgegriffen und verwirklicht wird, sofern diese Gesellschaftstheorie oder Utopie die Verwirklichung seiner Bedürfnisse ist und eine radikale Revolution nur die Revolution der radikalen Bedürfnisse sein kann, dann müssen wir uns auf die Suche machen, welche radikalen Bedürfnisse viele Menschen empfinden oder entfalten wollen, dann müssen wir erkennen, welche Bedürfnisse in diesem Arbeitsalltag erdrückt werden und vom Kapitalismus nicht einlösbar sind, gleichwohl aber nach Einlösung drängen und so als Motiv zur Umwälzung wirken. Denn Umwälzungen sind nicht festgeschrieben wie Naturgesetze, und wir wollen jeden solchen Glauben vermeiden. Wir wollen nicht die alte sozialistische Formel wiederbeleben, die auf einen Automatismus hoffte, wonach das Proletariat den Kapitalismus

wegen seiner umfassenden ökonomischen Dysfunktion quasi naturnotwendig überwinden mußte. So wenig wir diese alte Revolutionsformel übernehmen können, die im übrigen noch nicht einmal radikal andere Bedürfnisse zur Umwälzung voraussetzte, so sehr lehnen wir auch eine neue Formel als untauglich ab, daß nunmehr der Kapitalismus wegen seiner ökologischen Dysfunktion quasi naturgesetzlich gestürzt wird.

Wir gehen mit Marx davon aus, daß die kapitalistische Gesellschaft radikale Bedürfnisse hervorbringt, die zugleich im Kapitalismus unbefriedigt bleiben müssen.⁽⁵²⁾ Ein Bedürfnis, die vielfältige Persönlichkeit des Arbeiters zu entwickeln, ist mit der Unterordnung unter die industrielle Arbeitsteilung unvereinbar. Dieses Bedürfnis ist weder ein ökonomisches noch ökologisches Erfordernis, ließe sich also aus beidem nicht ableiten. Der Wunsch nach Universalität, nach einem sinnlichen und ästhetischen Verhältnis zur Natur, nach einem gemeinsamen, konkurrenzfreien Erleben und Genießen, alles das sind solche radikalen Bedürfnisse. Marx wählt den Terminus »enormes Bewußtsein« für eine Haltung, die Bedürfnisse erzeugt, die im Kapitalismus nicht oder nur im vorübergehenden Ausschere zu befriedigen sind. Diese Bedürfnisse sprengen den Rahmen des Kapitalismus, während die Forderungen nach Lohn und Arbeitszeitverkürzung partikuläre Interessen sind, die innerhalb der kapitalistischen Gesellschaft bei sonst fortwährendem Gang der Geschichte immer wieder neu austragbar sind.

Agnes Heller spricht von dem »Bewußtsein der Entfremdung schlechthin«, es sei »die Erkenntnis, daß die gesellschaftlichen Verhältnisse entfremdet sind, weshalb das daraus folgende (. . .) Bedürfnis, die Entfremdung aufzuheben, die entfremdeten Produktions- und gesellschaftlichen Verhältnisse revolutionär umzuwälzen und ganz allgemein nicht-entfremdete Produktions- und gesellschaftliche Verhältnisse zu schaffen. Auf die Frage aber, ob die kapitalistische Gesellschaft dieses »enorme Bewußtsein« tatsächlich hervorbringt (das zu Marx' Zeiten nicht vorhanden war, dessen Dasein Marx zweifellos »konstruieren« mußte), gab die Geschichte bis heute keine Antwort.«⁽⁵³⁾

Marx konnte sich immerhin noch über eine Tatsache freuen, die von Teilen der Linken heute als totale Anpassung an das System, als blanker Opportunismus gescholten werden würde. Englische Arbeiter wurden im letzten Jahrhundert befragt, ob ihnen mehr Freizeit wichtiger wäre als der Lohnanteil dafür. Sie antworteten mit großer Mehrheit, eine Arbeitszeitverkürzung — auch ohne

Lohnausgleich — sei ihnen lieber. Marx empfand die Antwort als einen befreienden Ausdruck und schalt nicht etwa die Rückschrittlichkeit wegen eines fehlenden Drangs nach Lohnsteigerungen oder geißelte nicht etwa die demagogische Fragestellung. Damals war das materielle Elend viel größer als heute.

Heute leben wir in einer Gesellschaft, in der der materielle Aspekt, in der die materiellen Bedürfnisse ihren Ausdruck in der organisierten Arbeiterbewegung gefunden haben. Der industrielle Aufschwung produzierte einen materiellen Versorgungsstand, und die organisierte Arbeiterbewegung half mit, ihn so zu verteilen, daß es zu einer breiten Teilhabe am materiellen Wohlstand kam, wiewohl es immer noch unzureichend versorgte soziale Gruppen gibt, die besonders in den Krisen anwachsen.

Andererseits haben radikale Bedürfnisse oder das »enorme Bewußtsein« keinen organisierten politischen Ausdruck gefunden. Im Gegenteil: Sie wurden durch die rein materiellen Aspekte verdrängt und lebten als Fantasie oder als Träume. Wir erleben aber besonders bei vielen Jugendlichen einen Ausbruch aus dem nur materiellen Denken. Es liegt viel Befreiendes und zu Unterstützendes im Spott vieler Jugendlicher, der sie beim Anblick des elterlichen Kleiderschranks befällt, der für jede Gelegenheit das Passende zu bieten hat, oder in der Ablehnung, eine von den Eltern vorgegebene krisenfeste Stellung angehen zu sollen, oder in dem Bedauern, wieviele Überstunden der Alte machen mußte, um ein mindestens zwei Nummern zu großes Auto vor der Haustür zu haben. Viele verzichten gern auf ein Stück materieller Versorgung, wenn der zur materiellen Versorgung notwendige Arbeitsanteil verbunden ist mit Leben, mit konkurrenzfreier gemeinschaftlicher Tätigkeit und einfachem Beisammensein.

An diesen Drang zum Leben bewußt politisch anzuknüpfen und nicht bereit zu sein, opportunistisch den Lohnabhängigen grundsätzlich zu bescheinigen, sie machten Überstunden aus materieller Not oder aufgrund verständlicher materieller Ziele, darin liegt die befreiende Dimension. Die Grünen haben wieder gewagt, diese Bedürfnisse zu thematisieren.

Diese Ansätze, deren Bedürfniswelt mit dem Kapitalismus nicht vereinbar ist, müssen entfaltet werden und dürfen weder von denen zurückgedrängt werden, die das, was die Arbeiter sagen und tun immer wichtig finden, während nicht-materielle Lebenswünsche angeblich nur kleinbürgerlichen Gedanken entspringen können, noch von denen, die sich mit ihren Bildungsbürgergehältern

im Rücken nur noch elitär und zynisch gegen die Arbeiterklasse wenden, der wegen der ihr zugefügten Demütigungen im Arbeitsalltag eine Verengung der Bedürfnisse auf individuellen Konsum aufgezwungen ist. Letztere denken nicht nur elitär, sie können auch keine gesellschaftliche Umwälzung wollen, weil eine Umwälzung ohne die Millionen Produzenten nicht zu denken ist.

Wir wollen den Versuch eines Ausbruchs aus der kapitalistischen Bedürfnisbeschränkung nicht nur auf Jugend beziehen. Auch im Arbeitsalltag, in der Vorstellung, die Menschen von der Arbeit haben, finden wir den Traum und den konkreten Wunsch, sich menschenwürdig und kreativ entfalten zu können. Das findet seinen Ausdruck in dem Verlangen, nicht in giftiger, die menschliche Gesundheit angreifender Art und Umgebung zu arbeiten, in dem Wunsch, einfach langsamer zu arbeiten, Abwechslung in der Tätigkeit und zwischenzeitlich Gespräche zu haben, sich sowohl handwerklich als auch intellektuell zu fordern, statt trostlos normiert zu arbeiten, bis hin zu den Kritikern, ob das erarbeitete Produkt überhaupt einem sinnvollen Gebrauch dient. Diese Wünsche der Produzenten haben eine Entsprechung außerhalb des Betriebes: In dem Wunsch nach einem lebenswerten Wohnumfeld statt der rentablen Betonwelt, in dem Verlangen nach sauberer Luft und Umwelt.

Dies ist der Schlüssel zu einem Bedürfnissystem, mit dem der Mensch sich auf heutiger Stufe der Gestaltungsmöglichkeit wieder mit der äußeren Natur in Einklang bringen kann. Wir wollen deshalb in der weiteren Erläuterung unserer Thesen unser Augenmerk auf die Umgestaltung des Produktionsprozesses legen und dabei marxistische Ideologien wie »Produktivität ist alles, das Maß des Reichtums einer Gesellschaft ist die freie Zeit« kritisch reflektieren.

Wir gehen davon aus, daß es gelingen muß, die radikalen Bedürfnisse im Produktionsprozeß selbst aufzuspüren, zumindest als latente Bedürfnisse der Produzenten. Nur wenn es gelingt, eine politische Option auf ein gemütliches, sinnerfülltes, kreatives Arbeiten ohne Hierarchien zu entwickeln — ohne falsche Idealisierung, ohne vorzugaukeln, Arbeit sei insgesamt aus dem Reich der Notwendigkeit herauszuzerren und nur noch schön —, könnte ein Veränderungs-, ein Umwälzungsmotiv, auch aus ökologischen Gründen formuliert werden, das nicht ständig an die Schranken der unmittelbaren Versorgung stößt. Nur dann ist es vorstellbar, Umwälzung als einen Prozeß zu denken, der auch von den Produzenten selbst mitgetragen wird.

Diese radikalen Bedürfnisse sind heute in der Gesellschaft nicht

verwirklicht. Sie sind somit nicht einfach ablesbar. Sie sind nicht der Wunsch, die konsumtiven Möglichkeiten der herrschenden Klasse etwa zu übernehmen. Der Sklave kannte den Freien und konnte aus der Lebenssituation des Freien ableiten, auch frei sein zu wollen. Der Bourgeois kannte die Staatsmacht im Besitz der feudalen Klasse und konnte daraus ableiten, die Staatsmacht besitzen zu wollen. Die Befriedigung radikaler Bedürfnisse liegt weder in der Übernahme der Stellung schon existierender Klassen noch in der Übernahme ihrer konsumtiven Modelle und Möglichkeiten.

Die radikalen Bedürfnisse und ihre politische Entfaltung werden von Wirtschaftskreisen und ihren politischen Parteien als die ernste Gefahr für das System begriffen. In einer Analyse über neue soziale Bewegungen kommt M. G. Schmidt zu dem Ergebnis, »Motive und Ziele stellen nicht auf das ab, was die Arbeiterbewegung . . . charakterisiert . . . Ihnen geht es nicht nicht vorrangig um die Verteilung von Wachstumsdividende der industrie-kapitalistischen Entwicklung. Im Kern stehen die Verteidigung, Rettung oder Rückeroberung von Lebensformen, Politikformen und -inhalten, die weitgehend frei von Zentralisierung, Hierarchie, bürokratischer Rationalisierung und Kommerzialisierung sind, im Vordergrund.«⁽⁵⁴⁾

Im September 1984 kommt eine von der Konrad-Adenauer-Stiftung in Auftrag gegebene Untersuchung zu dem Ergebnis: »Im Umfeld der Grünen hat sich anscheinend eine politisch-soziale Sub- oder besser Eigenkultur jenseits der modernen Wirtschaftsgesellschaft entwickelt und fortschreitend stabilisiert . . . Zur Stabilisierung dieser Eigenkultur gehört auch, daß in ihr ein hohes Maß an Engagement, an persönlich befriedigendem Tun, an Freizeitgenuß und nicht zuletzt an Lebensfreude entfaltet wird.«⁽⁵⁵⁾ Die Verfasser der Studie stellen dann reichlich aufgeschreckt fest: » . . . Bemerkenswert ist allerdings, daß der Arbeiteranteil unter Grün-Wählern in den letzten Jahren deutlich angewachsen ist.«⁽⁵⁶⁾ Diese Untersuchung zeigt, daß 15 Prozent der Bevölkerung beschäftigte Arbeiter, 21 Prozent Angestellte, 5 Prozent Beamte sind, und der Anteil der beschäftigten Arbeiter unter den Grün-Wählern bei 16 Prozent, der Anteil der Angestellten bei 20 Prozent und der Anteil der Beamten bei 6 Prozent liegt. Wir führen die Untersuchungen der Herrschenden an, weil sie einer von Sozialisten vertretenen Auffassung widersprechen, das Bewußtsein der Arbeiter stehe gegen eine Politik, die nicht unmittelbar an den materiellen Interessen anknüpft, und sie widerspricht auch jenen idealistischen Grünen, die die Arbeitnehmer für einen neuen Politikansatz abgeschrieben haben.

Produktivitätsentwicklung und Arbeitszeitverkürzung können nicht der entscheidende Maßstab gesellschaftlichen Reichtums sein

Der Gedanke des technischen Fortschritts und die sich real durchsetzenden Rationalisierungswellen, überhaupt die Steigerung der Produktivität sind — zumindest in diesem Jahrhundert — von den Organisationen der Arbeiterbewegung grundsätzlich positiv bewertet worden. Gewerkschaften ebenso wie Sozialdemokratie und kommunistische Parteien haben Rationalisierungen entweder als uneingeschränkt positiv oder jedenfalls als bedingt positiv betrachtet — wenn sie mit einem Abgruppierungsschutz der betroffenen Arbeiter und mit der Durchsetzung von Arbeitszeitverkürzungen verknüpft werden können. Zum Teil ergibt sich die positive Stellungnahme dabei auch erst aus der Überlegung, welche Möglichkeiten sich aus solchen Entwicklungen für die Zeit nach der Überwindung des Kapitalismus eröffnen.

Deutliche Belege für eine solche Haltung der organisierten Arbeiterbewegung finden sich beispielweise in zwei Rationalisierungsschutzabkommen: »Die Rationalisierung unter Einschluß von Mechanisierung als ein ständiger Prozeß der wirtschaftlichen und technischen Entwicklung schafft notwendige Voraussetzungen für das wirtschaftliche Wachstum und soll dazu beitragen, den erreichten Lebensstandard zu sichern und zu verbessern.«⁽⁵⁷⁾ Sowie: »Die Vertragspartner bejahen grundsätzlich die Notwendigkeit von Rationalisierungsmaßnahmen in der Versicherungswirtschaft, um den Versicherungsschutz möglichst kostengünstig anbieten zu können und angesichts der fortschreitenden Liberalisierung der internationalen Märkte konkurrenzfähig zu bleiben.«⁽⁵⁸⁾

Aber auch Gärtner, der sich zunächst noch verbal »von der herrschenden Ideologie der Neutralität des technischen Fortschritts« absetzt, ist wenige Zeilen später schon wieder bei dem Gedanken angekommen, »daß bei Lohnabhängigen das Bewußtsein wächst, daß die mit der WTR (wissenschaftlich-technischen Revolution, die Verf.) einhergehenden gewaltigen Steigerungen der Arbeitsproduktivität für sie nur dann ein Fortschritt sind, wenn sie in spürbare Verkürzungen der durchschnittlichen Arbeitszeit umgesetzt werden.«⁽⁵⁹⁾

Wenn Marx formuliert »Die Entwicklung der Produktivkräfte der gesellschaftlichen Arbeit ist die historische Aufgabe und Berechtigung des Kapitals. Eben damit schafft es unbewußt die materiellen Bedingungen einer höheren Produktionsform«⁽⁶⁰⁾, dann ist das eine positive Bezugnahme auf die kapitalistische Entwicklung

der Produktivkräfte. Damit ist also weitgehend schon der Gedanke einer bloßen Übernahme der Technik durch die Arbeiterklasse an der Macht vorausgedacht.

Auch ein anderer Gedanke Marxens läßt ihn als Theoretiker erscheinen, der bei anderen Eigentumsverhältnissen und einer anderen Organisation der Fabrik als pauschaler Befürworter der im Kapitalismus existierenden Produktionsmittel, der Maschinen, gelten muß. So schreibt Marx im Kapital: »Die von der kapitalistischen Anwendung der Maschinerie untrennbaren Widersprüche und Antagonismen existieren nicht, weil sie nicht aus der Maschinerie selbst erwachsen, sondern aus ihrer kapitalistischen Anwendung! Da also die Maschinerie an sich betrachtet die Arbeitszeit verkürzt, während sie kapitalistisch angewandt den Arbeitstag verlängert, an sich die Arbeit erleichtert, kapitalistisch angewandt ihre Intensität steigert, an sich ein Sieg der Menschen über die Naturkraft ist, kapitalistisch angewandt den Menschen durch die Naturkraft unterjocht, an sich den Reichtum der Produzenten vermehrt, kapitalistisch angewandt ihn verpaupert usw., erklärt der bürgerliche Ökonom einfach, das Ansichbetrachten der Maschinerie beweise haarscharf, daß alle jene handgreiflichen Widersprüche bloßer Schein der gemeinen Wirklichkeit sind. Er spart sich also alles weitere Kopfzerbrechen und bürdet seinem Gegner obendrein die Dummheit auf, nicht die kapitalistische Anwendung der Maschinerie zu bekämpfen, sondern die Maschinerie selbst.«⁽⁶¹⁾

Marx schreibt hier der Maschinerie »an sich« drei positive Eigenschaften zu. Sie kann erstens Arbeitszeit verkürzen, zweitens mehr Produkte erstellen helfen, und sie ist drittens »an sich« ein Sieg des Menschen über die Naturkraft. Lassen wir einmal Marxens dritten Aspekt beiseite — dessen Ambivalenz wird an anderer Stelle erörtert — so müssen wir die ersten beiden Charakterisierungen zunächst als richtig anerkennen. Denn alle unsere Überlegungen zu konkreter Utopie und neuen positiven Zielen sind nur für eine Gesellschaft denkbar, die nicht in überlangen Arbeitstagen ihre ganze Kraft auf bloße materielle Lebenssicherung verausgaben muß. Das aber wäre ohne Maschinerie und ohne Industrie notwendig der Fall. Zugleich meinen wir jedoch, daß Marx korrigiert werden muß, wo er bei einer reduzierten Sichtweise von Maschinerie und Technologie bleibt, wenn er eine schematische Trennung von Maschinerie als Produktivkraft und Fabrik als Produktionsverhältnis vornimmt: »Die Maschinen sind ebensowenig eine ökonomische Kategorie wie der Ochse, der einen Pflug zieht, sie sind nur eine

Produktivkraft. Die moderne Fabrik, die auf der Anwendung von Maschinen beruht, ist ein gesellschaftliches Produktionsverhältnis, eine ökonomische Kategorie.«⁽⁶²⁾

Von dieser Sichtweise ausgehend ist Marx zwar ein scharfer Kritiker der despotischen Form der Organisation der Arbeit in der kapitalistischen Fabrik, die den Arbeiter zum Anhängsel der Maschine degradiert und ihn durch ein System von Vorgesetzten überwacht, läßt aber häufig unberücksichtigt, daß die Arbeitsmittel nicht losgelöste Gegenstände sind, die bloß für sich zu betrachten wären, sondern, daß sie ebenfalls zutiefst von den herrschenden gesellschaftlichen Bedingungen geprägt sind: »Nicht erst ihre Verwendung, sondern schon die Technik ist Herrschaft (über die Natur und über den Menschen), methodische, wissenschaftliche, berechnete und berechnende Herrschaft. Bestimmte Zwecke und Interessen sind nicht erst »nachträglich« und von außen der Technik oktroyiert — sie gehen schon in die Konstruktion des technischen Apparates selbst ein; die Technik ist jeweils ein geschichtlich-gesellschaftliches Projekt — in ihr ist projektiert, was eine Gesellschaft und die sie beherrschenden Interessen mit dem Menschen und den Dingen zu machen gedenken.«⁽⁶³⁾ Oder, in noch allgemeineren Kategorien formuliert: »Was die Natur der Entwicklung der Produktivkräfte betrifft, so wird diese selbst von den herrschenden Produktionsverhältnissen bestimmt.«⁽⁶⁴⁾

Wie sehr schon in die technische Konstruktion neben dem Motiv der Profitmaximierung über Effektivierung auch das Streben nach Disziplinierung der Arbeiter eingeht, beschrieb schon im letzten Jahrhundert ein Anhänger des kapitalistischen Manufaktur-systems namens Ure auf eindrucksvoll unverhüllte Weise: »Überall, wo ein Prozeß große Geschicklichkeit und eine sichere Hand erfordert, entzieht man ihn dem zu geschickten und oft zu allerhand Unregelmäßigkeiten geneigten Arbeiter, um ihn einem besonderen Mechanismus zu übertragen, dessen automatische Tätigkeit so reguliert ist, daß ein Kind sie übernehmen kann.«⁽⁶⁵⁾ Zur automatischen Spinnmaschine bemerkt Ure mit derselben Stoßrichtung: »Sie war berufen, die Ordnung unter den industriellen Klassen wiederherzustellen . . . Diese Erfindung bestätigt die von uns bereits entwickelte Doktrin, daß das Kapital, indem es die Wissenschaft in seinen Dienst preßt, stets die rebellische Hand der Arbeit zu Gelehrigkeit zwingt.«⁽⁶⁶⁾ Im weiteren faßt Ure zusammen, wie stark technische Entwicklung und Zerschlagung der relativ starken Stellung des kreativen, den Produktionsprozeß überblickenden Arbeiters Hand

in Hand gehen: »Die Schwäche der menschlichen Natur ist so groß, daß, je geschickter der Arbeiter, er um so anspruchsvoller und schwerer zu behandeln und infolgedessen weniger für ein mechanisches System geeignet ist, in dessen Getriebe seine launenhaften Einfälle beträchtlichen Schaden anrichten können. Die Hauptaufgabe des heutigen Fabrikanten besteht also darin, durch Verbindung von Wissenschaft und Kapital die Tätigkeit seiner Arbeiter darauf zu reduzieren, daß sie ihre Wachsamkeit und ihre Gewandtheit ausüben, Eigenschaften, die sie in ihrer Jugend sehr vervollkommen, wenn man sie nur ausschließlich mit einem bestimmten Gegenstand beschäftigt.«⁽⁶⁷⁾

Marx Auseinandersetzung mit Ure und anderen Apologeten des sich entwickelnden Kapitalismus führt ihn dann zu Aussagen, die seine oben zitierte Auffassung von Maschine »an sich« korrigieren bzw. relativieren: »Endlich waren seit 1825 fast alle neuen Erfindungen das Ergebnis von Kollisionen zwischen Arbeiter und Unternehmer, der um jeden Preis die Fachbildung des Arbeiters zu entwerthen suchte. Nach jedem neuen einigermaßen bedeutenden Strike erstand eine neue Maschine.«⁽⁶⁸⁾ Oder: »Man könnte eine ganze Geschichte der Erfindungen seit 1830 schreiben, die bloß als Kriegsmittel des Kapitals wider Arbeitermeuten ins Leben traten.«⁽⁶⁹⁾ Wenn in die Konstruktion der Maschinerie der Zweck der Verstümmelung der kreativen Fähigkeiten des Arbeiters und der Unterdrückung seines Widerstandes eingeht, um dadurch seine Stellung gegenüber dem Kapitaleigner zu schwächen, dann ist in der Tat nicht nur deren Anwendung unter kapitalistischen Bedingungen zu kritisieren. Deshalb steht ihre heutige Form ganz grundsätzlich zur tiefgreifenden Umgestaltung an. Dies gilt um so mehr, als heute die von Marx beschriebene Despotie des Fabrik- und Büroalltags tendenziell immer weniger vom Aufsichtspersonal und immer mehr von der eingesetzten Technik ausgeübt wird, also entpersönlicht und anonymisiert wird. Deswegen läßt sich trotzdem die technologische Entwicklung nicht auf den Aspekt der Disziplinierung der Lohnabhängigen im Arbeitsalltag, also auf die bloße Herrschaftssicherung, reduzieren. Das ist heute sicherlich nicht das dominante Moment.

Vielmehr geht es im Kapitalismus in erster Linie immer noch um die Mehrwertrate, um die Durchsetzung der unmittelbaren Profitinteressen. Das bedeutet selbstverständlich auch, daß das Einzelkapital seine Produktivkraft nur dann steigert, wenn »an dem bezahlten Teil der lebendigen Arbeit mehr erspart wird als an vergange-

ner Arbeit zugesetzt wird.«⁽⁷⁰⁾ Einfacher ausgedrückt, wird nur dann und nur dort Maschinerie und Technologie zum Einsatz gebracht, wenn und wo die dadurch wegrationalisierte oder (ehemals weniger) verdichtete menschliche Arbeit das Kapital mehr kostet als der Ankauf und Gebrauch der neuen Maschinen. Dieser über die Konkurrenz vermittelte Zwang schließt Erleichterung menschlicher Arbeit und Rücksichtnahme auf menschliche Kreativität als Motiv technologischer Innovation allerdings systematisch aus. Eben diese Rücksichtslosigkeit gegen den Menschen ermöglicht aber zugleich ein enormes Maß an Effektivität und Produktivität. Und weil das so ist, erscheint es uns auch als relativ untergeordnet, darüber zu spekulieren, ob es eine Alternative zur zergliederten und repetitiven Fließbandarbeit gibt, die sich durch gleiche oder größere Produktivität und Effektivität auszeichnet.⁽⁷¹⁾ Die Konkurrenz mit der effektiven und produktiven Technologie des Kapitalismus scheint uns gerade die Falle zu sein, in die nicht eben wenige Sozialisten gelaufen sind.

Die Fließbandarbeit ist gerade eine der Formen, in der am zugespitztesten der arbeitsteilige und hierarchische Produktionsprozeß in seiner kapitalistischen Prägung organisiert wird und den Menschen verstümmelt. Sie muß notwendig überwunden werden, wenn die höchste Maxime lautet, »den ganzen Produktions- und Reproduktionsprozeß des materiellen Lebens so zu gestalten, daß der Mensch als Individualität dabei . . . auf seine Kosten kommt.«⁽⁷²⁾ Dieses geforderte »auf die Kosten kommen« ist der Tendenz nach nur erreichbar, wenn der Maßstab der Produktivität letztlich anderen Kriterien untergeordnet wird: »Stimmt man dem zu, wird man auch zugeben müssen, daß es gewisse Mittel und Formen der Organisation gibt, die auf bessere Sicht einen positiven Einfluß auf die Produktion ausüben können, dennoch aber abzulehnen sind, weil sie nicht mit den Bedürfnissen einer sozialistischen Gesellschaft vereinbar sind.«⁽⁷³⁾

Wir meinen also, daß Kriterien der Produktivität und der gerechten Verteilung der produzierten Güter nicht allein ausschlaggebend sein können für die Bestimmung gesellschaftlichen Reichtums. Es geht vielmehr darum, die Kreativität, gesundheitliche Verträglichkeit und nicht-hierarchische Struktur des Arbeitslebens, auf der die Fähigkeiten des Menschen zu Naturgenuß und konkurrenzfreier Zwischenmenschlichkeit beruhen, in den Mittelpunkt zu rücken, wenn nach dem Reichtum einer Gesellschaft gefragt wird. Eine solche Sichtweise bedeutet auch eine Ablehnung der einseiti-

gen Zuspitzung auf die Arbeitszeitverkürzung, wie es sich bei Marx findet, wenn er formuliert, daß für die Gesellschaft »... die Allseitigkeit ihrer Entwicklung, ihres Genusses und ihrer Tätigkeit von der Zeitersparnis ab(hängt). Ökonomie der Zeit, darin löst sich schließlich alle Ökonomie auf«.⁽⁷⁴⁾

Alle historische Erfahrung zwingt dazu, die Verkürzung der Arbeitszeit zwar als ein wichtiges und auch notwendiges Moment der Emanzipation der Menschen anzusehen, aber keinesfalls darf ihre allseitige Entwicklung mechanisch mit der Kürze des Arbeitstages verknüpft werden. Die Forderung nach Arbeitszeitverkürzung ist der Maxime unterzuordnen, die Produktion unter den der »menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen (zu) vollziehen«.⁽⁷⁵⁾ Diese Maxime gebietet zwingend — aus ökologischen und aus humanen Gründen — die Neuorganisation des »Reichs der Notwendigkeit« in den Mittelpunkt aller Überlegungen einer radikalen Umwälzung der heutigen Gesellschaftsordnung zu stellen.

Wir wollen uns allerdings dennoch zu Marx Unterscheidung zwischen dem Reich der Freiheit und dem Reich der Notwendigkeit bekennen, so sehr auch damit in realsozialistischen Interpretationen Schindluder getrieben worden ist. Nach Marx beginnt »das Reich der Freiheit . . . erst da, wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört«, so daß das freie menschliche Dasein also »der Natur der Sache nach jenseits der Sphäre der eigentlichen materiellen Produktion« läge. Denn die materielle Produktion bleibt »immer ein Reich der Notwendigkeit. Jenseits desselben beginnt die menschliche Kraftentwicklung, die als Selbstzweck gilt, das wahre Reich der Freiheit, das aber nur auf jenem Reich der Notwendigkeit als seiner Basis aufblühen kann«.⁽⁷⁶⁾

Marx hat hier allgemein formuliert, während er an anderer Stelle für eine spätere Zukunft den Begriff des Reiches der Notwendigkeit überhaupt nicht verwendet: »In einer höheren Phase der kommunistischen Gesellschaft, nachdem die knechtende Unterordnung der Individuen unter die Teilung der Arbeit, damit auch der Gegensatz zwischen geistiger und körperlicher Arbeit verschwunden ist; nachdem die Arbeit nicht nur Mittel zum Leben, sondern selbst das erste Lebensbedürfnis geworden; nachdem mit der allseitigen Entwicklung der Individuen auch ihre Produktivkräfte gewachsen und alle Springquellen des genossenschaftlichen Reichtums voller fließen — erst dann kann der enge bürgerliche Rechtshorizont ganz überschritten werden und die Gesellschaft auf ihre Fahne schrei-

ben: Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen.«⁽⁷⁷⁾

Stellen wir zunächst jedenfalls fest, daß die Definition zukünftiger Arbeit als »erstes Lebensbedürfnis« einen Widerspruch bildet zur begrifflichen Trennung zwischen Reich der Freiheit und Reich der Notwendigkeit. Das gilt auch für andere Formulierungen der sozialistischen Klassiker. Etwa, wenn Engels — in Beschäftigung mit Fouriers Theorie der freien Arbeit — ausführt: »Er beweist ferner, daß Arbeit und Vergnügen identisch sind, und zeigt die Vernunftwidrigkeit der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, die beide voneinander trennt, aus der Arbeit eine Plackerei und das Vergnügen für die Mehrheit der Arbeiter unerreichbar macht; weiter zeigt er, wie bei vernünftigen Vorkehrungen die Arbeit zu dem gemacht werden kann, was sie eigentlich sein soll, nämlich zu einem Vergnügen, wobei jeder seinen eigenen Neigungen folgen darf.«⁽⁷⁸⁾ Marx teilte in diesem Fall offensichtlich Fouriers Auffassungen weniger als Engels, wenn er formulierte, daß »Arbeit kein bloßer Spaß sei, bloßes amusement, wie Fourier es . . . auffaßt.«⁽⁷⁹⁾

Bei Marx existieren offenbar beide Momente in widersprüchlicher Weise nebeneinander. Einmal spricht er vom Zwang der Notwendigkeit zur materiellen Reproduktion, »der erfüllt werden muß, dessen Erfüllung Naturnotwendigkeit oder soziale Pflicht (ist), wie man will«⁽⁸⁰⁾, an anderer Stelle sieht er keinen Grund, warum der Mensch »auf die Freude an der Produktion . . . verzichten sollte«.⁽⁸¹⁾ Arbeit als »soziale Pflicht« und »Freude an der Produktion« bilden ganz offensichtlich das gleiche Widerspruchspaar wie »Reich der Notwendigkeit« und »Arbeit als erstes Lebensbedürfnis«.

Agnes Heller hat versucht, die Widersprüchlichkeit bei Marx auf das unterschiedliche Bild zu beziehen, das er in seinen Entwürfen jeweils vom Arbeitsprozeß selbst hat. Geht Marx von der Selbstverwirklichung des Individuums in der Arbeit aus (*travail attractif*), so unterstellt er einen Typus von Arbeit — hauptsächlich geistige Arbeit, was wir übrigens für eine falsche Einengung halten — in dem die Arbeit im herkömmlichen Sinne als einfache Arbeit weitgehend überwunden ist. Die Arbeit im herkömmlichen Sinne hat aufgehört zu existieren, damit wird sie zum Lebensbedürfnis: »Die Frage, warum die Menschen arbeiten, kann in dieser Konzeption nicht einmal aufkommen.«⁽⁸²⁾

Geht Marx jedoch von einem bedeutenden Quantum an einfacher, unqualifizierter und mechanischer Arbeit aus, das der Gesell-

schaft notwendigerweise verbleibt und das gerecht verteilt werden muß, liegt ihm niemals der Gedanke an Arbeit als erstes Lebensbedürfnis nahe. In dieser Sichtweise — bei der sich die Frage, warum und wofür die Menschen arbeiten, durchaus stellt — liegt die freie Selbstbetätigung in der Freizeit. Hier mißt Marx der Zeitökonomie, der Verkürzung der notwendigen Arbeitszeit, der Rationalisierung der Produktion eine äußerst große Bedeutung zu. Hier tritt also eine außerordentlich große, nahezu unüberbrückbare Kluft zwischen Arbeits- und Freizeitbetätigung auf.⁽⁸³⁾ Kreativität und Bequemlichkeit im Arbeitsablauf erscheinen demgegenüber dann als eher untergeordnet.

Versuchen wir uns nunmehr einen Weg zu denken, der die richtigen Momente einer widersprüchlichen Überlegung aufnimmt. Als schlichte Verkennung der stofflichen Wirklichkeit, also als schlechte Utopie, wollen wir zunächst alles zurückweisen, was die *heutige* Möglichkeit der Aufhebung der Trennung zwischen dem Reich der Freiheit und dem der Notwendigkeit behauptet. Bemerkenswerterweise wird diese Auffassung sowohl vom öko-anarchistischen Marx-Kritiker Murray Bookchin als auch vom Marx-Apologeten Wolfgang Mehte vertreten. Beide beziehen sich auf Fourier, und beide halten seine Vision einer »freien Arbeit« heute jedenfalls für zu verwirklichen. »Waren für damalige Zeiten also — nicht zuletzt infolge der Unentwickeltheit der technisch-organisatorischen wie der menschlichen Produktivkräfte, also der grundlegend noch zu geringen Entwicklung der materiellen Produktivkräfte der Gesellschaft — die sicherlich utopisch zu nennende Skizze einer freien Arbeit in der Tat keine konkrete Utopie, so würde ich sie heute als unumgängliche Notwendigkeit bezeichnen.«⁽⁸⁴⁾

»Fouriers Aussage ist nach wie vor gültig: es ist möglich, das ›Reich der Notwendigkeit‹ ins ›Reich der Freiheit‹ zu transformieren, das Reich der Mühsal ins Reich der Arbeit, das Reich der Technik ins Reich der Spiele, der Phantasie und der Träume.« . . . »Mehr als jede andere Gesellschaft zuvor hat der moderne Kapitalismus die technologische Entwicklung auf einen Höhepunkt getrieben, zu einem Punkt, wo es tatsächlich möglich wäre, für die Mehrheit (?) der Menschen jede Arbeit im Sinne von Mühsal aus der Welt zu schaffen . . .«⁽⁸⁵⁾

Sagen wir's mal drastisch: Das ist eine unhaltbare Beschönigung der ganzen notwendigen Scheißarbeit, die auf jede Gesellschaft heute wartet. Die ökologischen Aufräumarbeiten, die Umstrukturierung in Richtung auf eine umwelt- und menschenverträgliche

Produktion, die notwendigerweise auch industrielle Fertigung von Gebrauchsgütern, die Gewinnung von Erzen und Energie, die Anstrengungen in Landwirtschaft und Handwerk — das alles wird nicht einfach erstes Lebensbedürfnis.

Gerade diejenigen müssen realistisch argumentieren, die davon ausgehen, daß das Reich der Notwendigkeit nichts zu tun haben muß mit der heute herrschenden fremdbestimmten Disziplin, mit der Trennung von Hand- und Kopfarbeit, mit der kapitalistischen Form der Arbeitsteilung; die also das Reich der Notwendigkeit nicht als Fortsetzung der vorgegebenen Struktur des Arbeitsprozesses denken. Wenn es nicht gelingt, realistisch zu argumentieren, mißrät die dringend notwendige Auseinandersetzung mit Realsozialismus und Sozialdemokratismus mit Notwendigkeit zu einem unfruchtbaren Disput zwischen »Phantasten« und »Machern«.

Die sich auf Marx berufende kommunistische Bewegung hat bis heute — und hier besteht eine enorme Nähe zur Sozialdemokratie — tatsächlich einen Zukunftsentwurf, in dem auf längere Sicht das Reich der Freiheit wie durch eine unüberwindlich hohe Mauer von dem der Notwendigkeit getrennt ist. Wir stimmen Bahro zu, wenn er mit Blick auf die Konzeption des »real existierenden Sozialismus« feststellt: »Unsere gewohnte Vorstellung vom Übergang ist die Formationsablösung innerhalb der grundlegenden Bedingungen, die die in ihrem Industrialismus gipfelnde europäische Zivilisation (nicht nur in Europa) geschaffen bzw. hervorgerufen hat. Selbst ein so tiefer Denker wie Gramsci akzeptierte die Technik, den Industrialismus, den Amerikanismus, den Fordismus als Verhängnis und stellte uns Kommunisten als die eigentlichen Vollstrecker der menschlichen Anpassung an die moderne Technologie und Maschinerie dar.«⁽⁸⁶⁾

Daß dieser Grundgedanke nicht nur für den italienischen Kommunisten Gramsci gilt, mag an Lenins Worten erkennbar sein, wonach »der Sozialismus einen bewußten und massenhaften Vormarsch zu einer höheren Arbeitsproduktivität als unter dem Kapitalismus«⁽⁸⁷⁾ erfordert und wonach Sozialismus »undenkbar (ist) ohne die großkapitalistische Technik, die nach dem letzten Wort modernster Wissenschaft aufgebaut ist«⁽⁸⁸⁾. Natürlich stammen diese Überlegungen Lenins — wie auch seine bisweilen extrem positive Bezugnahme auf die tayloristische Zerstückelung und Effektivierung der Arbeit — aus einer Zeit äußerer Bedrohung und materieller Armut in der Sowjetunion. Diese Relativierung darf aber nicht den Blick dafür verstellen, daß Lenin auch grundsätzlich der heute

noch existierenden Auffassung theoretische Legitimation verleiht, die jede kapitalistische Entwicklung zum Monopol als perfekte Vorbereitung der sozialistischen »Vergesellschaftung« interpretiert.⁽⁸⁹⁾

Gerade die heute offiziell gültige Doktrin des »real existierenden Sozialismus«, die ihren spezifischen Sozialismus als eigenständige, stabile Epoche definiert, sieht daher ihre Aufgabe in der Veränderung der juristischen Eigentumsform an den Produktionsmitteln, mit dem Ziel, dadurch dann die ungehemmte Entfaltung der Produktivkräfte zu gewährleisten. Genau damit wird die Kritik am Kapitalismus reduziert auf die Kritik an der »Anarchie der Produktion«, d. h. auf die Kritik an seinen immanent immer wieder notwendigen Stockungen (Krisen), sowie auf seine Aneignungsmodalitäten. Konkrete Veränderungen beschränken sich — jedenfalls dem dann real gar nicht einhaltbaren Versprechen nach — auf kürzere Arbeitszeit und andere Einkommensdistribution.

Es versteht sich von selbst, daß unter dieser Prämisse auch der Vergleich mit dem Kapitalismus unter Zugrundelegung des gleichen Maßstabes gesucht werden kann, den Chruschtschow in optimistischeren Tagen des Real-Sozialismus mutig anlegen wollte: »Wir greifen den Kapitalismus von der Flanke an, von den wirtschaftlichen Positionen, von der Position der Überlegenheit unseres Systems. Dadurch wird der Sieg der Arbeiterklasse gewährleistet.«⁽⁹⁰⁾

Für unsere Überlegungen untergeordnet ist das aktuelle Scheitern dieses realsozialistischen Versprechens. Wichtig jedoch ist, daß diese Maxime des Wettlaufs mit der Produktivität marktwirtschaftlicher Ökonomie faktisch die reale Vergesellschaftung verhindert. Der problemlose Import westlicher Technologie und ganzer Fabrikanlagen bebildert nur, daß mit dem Vorrang der Produktivkraftentwicklung und der Arbeitsproduktivität immer auch Verstümmelung, Verkrüppelung und Reduktion der Menschen zum Anhängsel der großen Maschine legitimiert worden sind. Mit der Beibehaltung der vertikalen Arbeitsteilung, der Hierarchie der Arbeitsfunktionen geht aber auch die Unmöglichkeit realer Vergesellschaftung Hand in Hand, und somit »hat die Herrschaft des Menschen über den Menschen nur eine Oberflächenschicht verloren. Die Entfremdung, die Subalternität der arbeitenden Massen dauert auf neuer Stufe an.«⁽⁹¹⁾

Es versteht sich von selbst, daß die weitestgehende Deckungsgleichheit des Arbeitsalltags in Ost und West auch die weitgehend

gleichen Bedürfnisstrukturen hervorbringen, wie auch die gleichen Mechanismen des Vergessenwollens der täglich erfahrenen Demütigungen. An dieser Stelle müssen wir über den brilliantesten »Systemvergleich« berichten, auf den wir bei der Lektüre für unser Buch gestoßen sind. Der DKP-Autor Gärtner stimmt mit unseren Überlegungen durchaus überein, wenn er formuliert: »Für die BRD gibt es keine andere Erklärung für den beachtlichen Anstieg des durchschnittlichen Alkohol-Konsums in der Nachkriegszeit als die Entwicklung der Arbeits- und Reproduktionsbedingungen . . . Diese Bedingungen . . . sind in erster Linie in der Arbeitswelt zu suchen«, — so weit, so richtig; doch der Satz geht weiter: »obwohl der Alkoholismus (!) in bestimmten Ländern stark in kulturellen Traditionen verwurzelt ist« — das ist die Lösung — »die mit den modernen Arbeitsbedingungen nichts zu tun haben.«⁽⁹²⁾ Und in welchem Land z. B. wird gesoffen, um kulturelle Tradition zu pflegen? Richtig! In der Sowjetunion!

Es versteht sich zweitens von selbst, daß der im Bruttosozialprodukt ausdrückbare Wettlauf des realen Sozialismus mit dem kapitalistischen Westen ebenfalls den Umweltschutz der kurzfristigen Effektivierung der Volkswirtschaft unterordnen muß: »Die Gestaltung der Mensch-Umwelt-Beziehungen muß und kann nur als Bestandteil der Gestaltung der entwickeltsten sozialistischen Gesellschaft verstanden werden und ist damit sowohl Resultat als auch Voraussetzung der Entwicklung aller anderen Bereiche des gesellschaftlichen Lebens und der internationalen Beziehungen. Jedes Vorpreschen der DDR insbesondere bei der Lösung des Problems der natürlichen Umwelt ist unzweckmäßig, denn Aufwendungen hierfür sind — zunächst — immer eine ökonomische Belastung, mit einer Verteuerung der Produktion und bei einseitigem Vorgehen mit einer verminderten Wettbewerbsfähigkeit auf den Weltmärkten verbunden, woraus sich letzten Endes eine Minderung der später verfügbaren Mittel ergibt.«⁽⁹³⁾

Drittens aber — und das ist hier unser unmittelbares Thema — setzt der Wettlauf mit dem Westen eine geradezu unüberwindliche Trennung zwischen dem Reich der Notwendigkeit und dem Reich der Freiheit voraus und befestigt sie weiterhin, wobei der gesellschaftliche Reichtum in individuellen Konsumgütern gemessen und die menschliche Individualität auf die arbeitsfreie Zeit verwiesen wird. Dabei sind dann die Menschen in der »Produktion organisiert wie für einen Krieg ums Überleben, in dem jeden Tag von neuem die letzten Reserven an die Front geworfen werden. Es gibt in

diesem Reich der Notwendigkeit keinen sicheren Freiheitsspielraum für die Selbstverwirklichung und das Wachstum der Persönlichkeit. Die emanzipatorischen Interessen sind weitgehend von ihm ausgesperrt«. ⁽⁹⁴⁾

Und wo das so ist, kann das Reich der Notwendigkeit keine Basis für ein Aufblühen der menschlichen Gattungsqualitäten in der freien Zeit darstellen. Die mechanistische Sichtweise — die im realen Sozialismus die Sichtweise einer herrschenden Klasse neuen Typs ist — reduziert den Produktionsprozeß auf einen Vorgang zur Bereitstellung der materiellen Güter der gesellschaftlichen Reproduktion. In Wahrheit jedoch bildet das Reich der Notwendigkeit nur dann eine Basis für die allseitige Entwicklung des Menschen, wenn in ihm selbst ein Maximum an Kreativität und Selbstverwirklichung angelegt ist. Wenn begriffen ist, daß der menschliche Arbeitsprozeß nicht bloße Nützlichkeitsbeziehung zwischen Mensch und Natur ist, vermittelt durch adäquate Arbeitsmittel, sondern den Menschen und sein Bedürfnissystem entwickelt und prägt, dann muß dem anarchistischen Haudegen Bookchin unbedingt zugestimmt werden, wenn er meint: »Wie dem auch sei: das ›Reich der Notwendigkeit‹ kann nicht als passive ›Basis‹ betrachtet werden, es muß immer in das ›Reich der Freiheit‹ eindringen und es deformieren . . .«. ⁽⁹⁵⁾

Diese Richtung eines Entwicklungsprozesses, die sich im Alltag manifestieren muß, können wir teilen, auch wenn wir »Arbeit als erstes Lebensbedürfnis« für keine wie auch immer geartete Zukunft denken können. Was soll diese Spitzenstellung angesichts so vieler anderer schöner Bedürfnisse?

Unsere Auffassung, daß Arbeitszeitverkürzung und Produktivität nicht der Maßstab gesellschaftlichen Reichtums sind, ist nicht durch Dekrete durchsetzbar. Sie entzieht sich somit auch jeder vorgängigen präzisen Konkretisierung. Das mag als Schwäche erscheinen, soll aber nur der Erkenntnis Rechnung tragen, daß diese »Präferenzen nur in einer umfassenden politischen Praxis demokratisch herausgearbeitet werden . . . Genau in diesem Punkte hat die Selbstbestimmung der Gesellschaft als der freien Assoziation der Individuen ihr entscheidende Kriterium«. ⁽⁹⁶⁾

Eine so definierbare selbstbestimmte Gesellschaft setzt unweigerlich die Überwindung des Privateigentums an Produktionsmitteln voraus. Nur so kann der Arbeiter aus seiner heutigen Situation befreit werden, die ihn immer wieder spontan zur Zustimmung zur Effektivitätssteigerung treibt, denn »seine Lage verschlimmert sich

sprunghaft, wenn das produktive Kapital wächst, und (sie) ist von vornherein ruiniert, wenn es abnimmt oder stationär bleibt«. ⁽⁹⁷⁾

Motive dafür zu schaffen und zu verstärken, aus dieser Zwangslage auszubrechen, ist eine ökologische und humane Aufgabe, auch der Grünen. Dies muß allerdings in schroffer Abgrenzung von all den politischen Strömungen geschehen, die dem Kapitalismus seine Stockungen vorhalten und sich selbst im Besitz einer Theorie glauben, wie ein ungebrochenes Wachstum und eine kontinuierliche Steigerung der Produktivität zu erreichen sind, wie es etwa die linksgewerkschaftliche »Memorandum«-Gruppe unternimmt. Eine solche Haltung ist ökologisch unverantwortlich und zugleich an die unendliche Fortschreibung des heutigen Bedürfnissystems gebunden.

Stattdessen sollten wir für die Überwindung des Kapitalismus eintreten, um wieder genießen zu können: »Eine intakte Natur, humane Wohn-, Arbeits- und Lebensbedingungen, eine wahrhaft humane Zwischenmenschlichkeit, dieses sind doch wohl Kriterien allgemeinsten und zugleich lohnenswertester Art von Lebensverhältnissen und Zielperspektiven überhaupt und nicht die bürgerliche Form des Habens, in der die Produktion als Zweck und nicht als Mittel des Menschen und der materielle Reichtum als Zweck der Produktion figuriert.« ⁽⁹⁸⁾

Hat die Grüne Partei solche Ziele, will sie mehr als eine »anständige Republik«, dann wird sie von ganz allein lernen, daß Parlamentsarbeit zwar wichtig ist, gesellschaftliche Umwälzungen aber durch kluge Parlamentsarbeit und richtige parlamentarische Beschlußfassung nun wirklich nicht zu bewerkstelligen ist.

- 10 Konkret Januar 1976
- 11 Süddeutsche Zeitung vom 22. 7. 1978
- 12 Der Spiegel 21/1977
- 13 Wolf Wagner, a. a. O.
- 14 ebenda
- 15 Frankfurter Rundschau vom 27. 8. 1984

Grundlagen des Projekts eines ökologischen Sozialismus

- 1 Friedrich Engels, Dialektik der Natur, MEW 20, S. 452f
- 2 Wilfried Maier, Marxismus, Ökologie und grüne Partei, 1980
- 3 u. 4 ebenda, S. 52
- 5 MEW 20, S. 276
- 6 Karl Marx, Das Kapital, Bd. 3, MEW 25, S. 89f
- 7 Mehte, Ökologie und Marxismus, SOAK Verlag 1981, S. 555
- 8 Karl Marx, MEW 25, S. 110
- 9 Mehte, a. a. O., S. 556
- 10 ebenda, S. 558
- 11 ebenda, S. 558
- 12 Karl Marx, MEW 25, S. 112
- 13 Mehte, a. a. O., S. 559
- 14 Die Zeit vom 13. 4. 1979
- 15 Edgar Gärtner, Arbeiterklasse und Ökologie, Verlag Marxistische Blätter 1979, S. 91
- 16 ebenda, S. 169
- 17 ebenda, S. 98
- 18 zitiert nach: Ökologie pur oder Die Verteidigung des Federgeistchens, in: natur 1/1983
- 19 Edgar Gärtner, a. a. O., S. 52
- 20 Jürgen Dahl in: natur 12/1982
- 21 ders., in: natur 1/1983
- 22 Carl Améry, Natur als Politik, Reinbek 1978, S. 167
- 23 Ludwig Trepl, Ökologie — eine grüne Leitwissenschaft, in: Kursbuch 74, S. 22f
- 24 Jürgen Dahl in: natur 12/1982
- 25 ebenda
- 26 ders., in: natur 1/1983
- 27 Trepl, a. a. O., S. 12
- 28 ebenda, S. 8
- 29 ebenda, S. 10
- 30 Friedrich Engels, MEW 2, S. 647
- 31 Karl Schiller auf einem Vortrag in Kiel am 26. 1. 1968

- 32 Rudolf Bahro, Die Alternative, Köln und Frankfurt 1977, S. 480
- 33 Agnes Heller, Theorie der Bedürfnisse, VSA 1980, S. 111
- 34 Wolfgang F. Haug, zitiert nach: Ökologie und Marxismus, a. a. O., S. 583
- 35 Karl Marx, MEW Ergänzungsband 1, S. 538
- 36 ebenda
- 37 nach Agnes Heller, a. a. O., S. 55
- 38 Marx, MEW Ergänzungsband 1, S. 547
- 39 nach Agnes Heller, a. a. O., S. 56
- 40 ebenda
- 41 Peter Löw-Beer, Industrie und Glück, Berlin 1981
- 42 Agnes Heller, a. a. O., S. 57
- 43 ebenda
- 44 Karl Marx, MEW Ergänzungsband 1, S. 547
- 45 Agnes Heller, a. a. O., S. 61
- 46 Karl Marx, MEW Ergänzungsband 1, S. 564
- 47 Agnes Heller, a. a. O., S. 61
- 48 Karl Marx, MEW Ergänzungsband 1, S. 567
- 49 ebenda, S. 540
- 50 MEW 3, S. 507
- 51 Karl Marx, Ergänzungsband 1, S. 13
- 52 ebenda, S. 547
- 53 Agnes Heller, a. a. O., S. 107
- 54 M. G. Schmidt, Demokratie, Wohlfahrtsstaat und neue soziale Bewegungen, in: aus Politik und Zeitgeschichte vom 17. 3. 1984
- 55 ebenda
- 56 ebenda
- 57 zitiert nach: Mehte, a. a. O.
- 58 ebenda, S. 480
- 59 Edgar Gärtner, a. a. O., S. 189
- 60 Karl Marx, Das Kapital, Bd. 3, MEW 25, S. 269
- 61 ders., Das Kapital, Bd. 1, MEW 23, S. 465
- 62 ders., Das Elend der Philosophie, MEW 4, S. 149
- 63 Herbert Marcuse, Kultur und Gesellschaft 2, Frankfurt 1970, S. 127
- 64 Charles Bettelheim, Ökonomisches Kalkül und Eigentumsformen, Berlin 1970
- 65 zitiert nach Marx, MEW 4, S. 156
- 66 Karl Marx, Das Kapital, Bd. 1, MEW 23, S. 460
- 67 zitiert nach: MEW 4, S. 156

- 68 MEW 4, S. 154f
- 69 MEW 23, S. 459
- 70 MEW 25, S. 272
- 71 Vgl. bezüglich solchen sinnlosen Rasonierens z. B. André Gorz in: Technologie und Kapital, Vahrenkamp 1973
- 72 Rudolf Bahro, a. a. O., S. 491f
- 73 Charles Bettelheim, Zur Kritik der Sowjetökonomie, Berlin 1969, S. 66
- 74 Karl Marx, Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, S. 89
- 75 ders., MEW 25, S. 828
- 76 ebenda
- 77 ders., Randglossen zum Programm der deutschen Arbeiterpartei, MEW 19, S. 21
- 78 Friedrich Engels, MEW 1, S. 483
- 79 Karl Marx, Grundrisse . . . , S. 504f
- 80 ders., MEW 26, S. 253
- 81 MEW Ergänzungsband 1, S. 518
- 82 Agnes Heller, a. a. O., S. 136
Heller sieht diese Betrachtungsweise bei Marx in den »Grundrissen« und in der »Kritik des Gothaer Programms« bezogen auf die zweite Phase des Kommunismus.
- 83 Agnes Heller, a. a. O., S. 136
- 84 Mehte, a. a. O., S. 739
- 85 Murray Bookchin, Herrschaft und Hierarchie, Karin Kramer Verlag 1981, S. 21 und 35
- 86 Rudolf Bahro, a. a. O., S. 309
- 87 Lenin, Werke 27, S. 328
- 88 ebenda, S. 266
- 89 vgl. hierzu z. B. Lenin, Werke 1, S. 170
- 90 Chruschtschow, Für den Sieg im friedlichen Wettbewerb mit dem Kapitalismus, Berlin 1960, S. 260
- 91 Rudolf Bahro, a. a. O., S. 8
- 92 Edgar Gärtner, a. a. O., S. 141
- 93 Grundmann/Stabenow, Beziehungen von Mensch und Umwelt, in: Wirtschaftswissenschaft Bd. 1, 1971, S. 1783
- 94 Rudolf Bahro, a. a. O., S. 489
- 95 Murray Bookchin, a. a. O., S. 21
- 96 Rudolf Bahro, a. a. O., S. 508
- 97 Karl Marx, MEW 6, S. 554
- 98 Mehte, a. a. O., S. 225